

Der Fall Relotius

Abschlussbericht der Aufklärungskommission

Liebe Leserin, lieber Leser,

etwas mehr als fünf Monate ist es her, dass wir die Fälschungen unseres ehemaligen Redakteurs Claas Relotius offenlegt haben. Wie versprochen hat der SPIEGEL die Zeit genutzt, um den Betrugsfall aufzuarbeiten. Eine dreiköpfige Aufklärungskommission hat ergründet, wie es Relotius gelingen konnte, sämtliche Sicherungen außer Kraft zu setzen. Und sie hat untersucht, wie wir dem Betrugsverdacht nachgegangen sind, als dieser erstmals vom Kollegen Juan Moreno geäußert wurde.

Die gute Nachricht: Es wurden keine Hinweise darauf gefunden, dass jemand im Haus von den Fälschungen wusste, sie deckte oder gar an ihnen beteiligt war.

Die schlechte Nachricht: Wir haben uns von Relotius einwickeln lassen und in einem Ausmaß Fehler gemacht, das gemessen an den Maßstäben dieses Hauses unwürdig ist. Und: Wir sind, als erste Zweifel aufkamen, viel zu langsam in die Gänge gekommen und haben Relotius' immer neuen Lügen zu lange geglaubt. In seiner Verdichtung zeichnet der Bericht da ein verheerendes Bild.

Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes haben wir den Bericht für die Veröffentlichung im SPIEGEL und auf SPIEGEL ONLINE an einigen Stellen anonymisiert; überall dort, wo wir bereits in eigener Sache unter Nennung vollständiger Namen berichtet haben, tun wir dies auch hier. Auch wenn Claas Relotius seine Fälschungen mit aller Akribie vertuscht und abgesichert hat, so haben doch einige Kollegen die Verantwortung dafür übernommen, dass sein Treiben so lange unentdeckt bleiben konnte: Der zuständige Dokumentar

hat den SPIEGEL auf eigenen Wunsch verlassen, zwei von Relotius' ehemaligen Vorgesetzten sind abgetreten, der eine als Ressortleiter, der andere als Chefredakteur.

Im hinteren Teil des Berichts werden exemplarisch einige Beispiele genannt, in denen nicht betrogen, aber unsauber gearbeitet wurde: indem Geschichten durch eine sehr großzügige Auslegung von Abläufen oder Fakten eine künstliche Dramaturgie eingepflanzt wurde. Dergleichen war bis zuletzt auch in anderen Redaktionen durchaus üblich,

macht die Masche aber nicht legitimer – und wird bei uns nicht länger toleriert.

Wie geht es nun weiter? Wir haben dem Qualitätsjournalismus in Deutschland mit dem Fall Relotius einen gewaltigen Imageschaden zugefügt, das ist uns bewusst. Deshalb werden wir unsere Lehren daraus ziehen. Wir organisieren unsere Sicherungsmechanismen fortan so, dass sie auch nahtlos funktionieren, wir richten eine unabhängige Ombudsstelle ein, die etwaigen Hinweisen auf Ungereimtheiten nachgehen soll, und wir überarbeiten unsere Recherche-, Dokumentations- und Erzählstandards. Die Kommission hat hierzu eine Reihe von Vorschlägen gemacht, zusätzlich arbeiten drei SPIEGEL-Teams an einem neuen journalistischen Regelwerk für unsere Marke.

Wenn all das den SPIEGEL besser macht, stellen sich die Betrügereien von Claas Relotius rückblickend betrachtet vielleicht als heilsamer Schock heraus. Der Abschlussbericht war dafür ein wichtiger Schritt, aber die Aufarbeitung geht weiter.

Thomas Hass, Geschäftsführer; **Steffen Klusmann**, Chefredakteur



SPIEGEL 52/2018

I. Vorbemerkung

Die Kommission hat keine Hinweise darauf gefunden, dass jemand im Haus von den Fälschungen des Claas Relotius gewusst hat, an ihnen beteiligt war oder diese verheimlicht hätte.

Die Kommission ist im Laufe ihrer Arbeit auf lediglich einen weiteren Fall gestoßen, in dem eine bewusste Fälschung zweifelsfrei nachgewiesen werden konnte. Es handelt sich um einen Autor des Magazins der »Süddeutschen Zeitung«, der auch mehr als 40 Texte im SPIEGEL und bei SPIEGEL ONLINE veröffentlicht hat.

Nach Prüfung wurden bei zwei Texten gravierende Fälschungen entdeckt.

II. Arbeitsauftrag der Kommission

Der SPIEGEL hat am 19. Dezember 2018 öffentlich gemacht, dass einer seiner Redakteure, Claas Relotius, Texte gefälscht hat – vor allem Reportagen. Die Entdeckung dieser Fälschungen ist dem SPIEGEL-Reporter Juan Moreno zu verdanken, der trotz großer Zweifel im eigenen Haus hartnäckig Betrugshinweisen gegen Claas Relotius nachgegangen ist und unter großem persönlichem Einsatz die entscheidenden Indizien und Beweise zusammengetragen hat. Obwohl im Dezember 2018 das komplette Ausmaß des Betrugs noch nicht abgesehen werden konnte, war doch

schon damals klar, dass es sich womöglich um einen der schwersten Fälle von publizistischer Fälschung in der Nachkriegsgeschichte handelt. Dieser hat den Ruf des SPIEGEL und den Ruf einer journalistischen Gattung in Deutschland beschädigt, der Reportage. Der SPIEGEL ist es seinen Lesern und sich selbst schuldig, die Vorgänge aufzuklären. Chefredaktion und Geschäftsführung entschieden daraufhin, den Fall offen und transparent zu behandeln. Es wurde eine Kommission eingerichtet, die die Fälschungen umfänglich und unabhängig aufarbeiten sollte. Die Kommission bestand aus drei Personen:

- Brigitte Fehrl, freie Journalistin und frühere Chefredakteurin der »Berliner Zeitung«,

- Clemens Höges, kommissarischer Blattmacher, und
- Stefan Weigel, Nachrichtenchef des SPIEGEL seit 1.1.2019.

Die Aufgabe der Kommission war es:

- den Fälschungsfall umfassend zu ermitteln, Fehlverhalten einzelner Personen aufzuklären, systemische Ursachen in den Abläufen von Redaktion, Dokumentation und anderen Abteilungen zu ermitteln,
- zu klären, ob es weitere Fälle gab, und
- Verbesserungsvorschläge für eine effizientere Fehlerkontrolle für die Redaktion und die Dokumentation zu machen.

Die Kommission hat ihre Arbeit Anfang Januar 2019 aufgenommen. Sie war nicht weisungsgebunden, konnte sich im Haus frei bewegen und Gespräche führen. Weitergehende Ermittlungen, beispielsweise die Einsicht in E-Mail-Accounts, bedurften der Zustimmung von Betriebsrat, Geschäftsleitung und Chefredaktion und wurden unter Berücksichtigung des Datenschutzes durchgeführt.

Die Kommission möchte sich bei allen Beteiligten für die Kooperationsbereitschaft bedanken. Alle Gesprächspartner waren an einer Lösung und Aufarbeitung interessiert. Dies ermöglichte der Kommission eine konstruktive und zügige Arbeit. Ohne die umfangreichen Vorarbeiten der Kollegen in der Taskforce und die Recherchen der Kollegen aus dem Gesellschaftsressort wäre dieser Bericht in der Kürze der Zeit nicht möglich gewesen.

Besonders hervorzuheben ist die Beteiligung der Dokumentation an der Aufarbeitung. Sie hat zusammen mit Redakteuren aus verschiedenen Ressorts alle Texte von Claas Relotius einer erneuten Überprüfung unterzogen. Das Ergebnis ist dokumentiert und kann online eingesehen werden: www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/der-fall-claas-relotius-welche-texte-gefaelscht-sind-und-welche-nicht-a-1249747.html

Die Kommission hat im Laufe ihrer Arbeit viele Gespräche mit Redakteuren, Ressortleitern, ehemaligen Redakteuren, ehemaligen Chefredakteuren, sonstigen Mitarbeitern, Dokumentaren, Justiziarern und Externen geführt und ist zahlreichen Hinweisen aus der Redaktion und von außerhalb auf mögliche Fälschungen nachgegangen. Für solche Hinweise wurde eine E-Mail-Adresse eingerichtet (hinweise@spiegel.de). Unter einer weiteren E-Mail-Adresse (ombudsstelle@spiegel.de), die ausschließlich von der Kommission eingesehen werden kann, konnten und können vertrauliche Hinweise gegeben werden.

Die Kommission hat diesen Bericht nach bestem Wissen und Gewissen erstellt. Allerdings konnten noch nicht alle Hinweise abschließend überprüft werden, vor allem wenn zeitlich weit zurückliegende Ergebnisse betroffen waren. Außerdem kann

nicht ausgeschlossen werden, dass nach Veröffentlichung des Abschlussberichts neue Verdachtsfälle auftauchen; die E-Mail-Adressen bleiben daher für weitere Nachrichten freigeschaltet.

Wir bezeichnen im Bericht Männer und Frauen gleichermaßen in der männlichen Form als »Kollegen«, weil wir die zugesicherte Vertraulichkeit aufrechterhalten wollen.

III. Der Fall Relotius

Dieser Teil des Berichts stellt dar, wie es zu der Affäre um verfälschte oder zu großen Teilen erfundene Artikel des Redakteurs Claas Relotius im SPIEGEL kommen konnte. Er fasst zusammen, was die Kommission über jene Strukturen und Abläufe im Gesellschaftsressort des Heftes weiß, die zur Affäre beigetragen haben. Er basiert auf vielen oft vertraulichen Gesprächen sowie auf ausgewerteten Dokumenten. Mit Claas Relotius selbst konnte die Kommission nicht sprechen. Er hat über seinen Anwalt Gesprächsanfragen abgelehnt. Es war der Kommission daher auch nicht möglich, seine Beweggründe zu recherchieren bzw. die auf SPIEGEL ONLINE vom 19.12.2018 zitierten Aussagen zu hinterfragen. (»Es ging nicht um das nächste große Ding. Es war die Angst vor dem Scheitern.« Und: »Mein Druck, nicht scheitern zu dürfen, wurde immer größer, je erfolgreicher ich wurde.«) Der Bericht enthält an dieser Stelle deshalb ausschließlich die Sichtweise der Redaktion und der Dokumentation.

Grundsätzlich ist zu sagen, dass der Fälscher Relotius in erster Linie für sich und seine Texte Verantwortung trägt. Er ist Täter. Aber Relotius agierte, wie alle anderen Reporter des SPIEGEL, eingebettet in ein Ressort und die Dokumentation. Wie also konnte es sein, dass weder die Redaktion, die seine Recherchen betreut und seine Texte redigiert hat, noch die Dokumentation, die seine Texte überprüft hat, die Fälschungen entdeckte?

Der Kollege

Claas Relotius arbeitete im Ressort Gesellschaft des SPIEGEL. Das Ressort Gesellschaft definiert sich als einziges nicht über ein Thema, sondern über die journalisti-

Er sei ein stiller, eher zweifelnder Typ gewesen, der sich oft Rat geholt habe, sagen Kollegen.

sche Gattung Reportage. Relotius galt und gilt als exzellenter Schreiber. Er wurde von Ullrich Fichtner für den SPIEGEL entdeckt, arbeitete ab 2014 zunächst freiberuflich und wurde im April 2017 fest angestellt; seine Ressortleiter waren Matthias Geyer, Guido Mingels und Özlem Gezer. Im SPIEGEL und auf SPIEGEL ONLINE sind in den vergangenen Jahren rund 60 Texte erschienen, die Claas Relotius geschrieben hat oder an denen er beteiligt war. Von den Kollegen wird er als sympathisch, freundlich zu jedermann und bescheiden beschrieben; er sei ein stiller, eher zweifelnder Typ gewesen, der sich oft Rat geholt habe. Niemand im Haus, auch kein früherer Mitarbeiter konnte sich vorstellen, dass er inkorrekt arbeitet oder gar fälscht. Die Kommission hat vielen langjährigen, erfahrenen Reportern auch außerhalb des Gesellschaftsressorts die Frage gestellt: Hat es sie nicht gewundert, dass ein so junger Kollege in Serie solch außergewöhnliche Texte abliefert? Die Antwort war sinngemäß meist: Ich dachte eben, der ist besser als ich. Oder: Der scheint einfach immer Glück zu haben.

Im Nachhinein geben allerdings Dirk Kurbjuweit und Klaus Brinkbäumer an, bei einzelnen Texten leise Zweifel gehabt zu haben. So wunderte sich Kurbjuweit über die mangelnde Qualität eines Textes von Relotius, den er selbst bei ihm in Auftrag gegeben hatte. Kurbjuweit nannte Relotius für die Recherche auch Kontaktpersonen und überwachte die Fertigstellung des Textes. Kurbjuweit: »Da war ich enttäuscht, weil das Storyhafte fehlte, kein echter Relotius.«

Brinkbäumer konnte sich nach eigenen Aussagen an zwei Momente des Zweifels an Texten von Relotius erinnern. Beim Interview mit Traute Lafrenz wunderte er sich, dass eine fast Hundertjährige, die in den USA lebt, innenpolitische deutsche Vorgänge wie den Aufstieg der AfD kommentierte. In der Rückschau, so Brinkbäumer, hätte er nach Autorisierung verlangen sollen. Doch der Text sei geschickt geschrieben gewesen und habe Zweifel und Gedächtnisschwächen selbst thematisiert.

Der zweite Fall war der Einstieg in die Reportage »Löwenjungen«, der ihm allzu perfekt vorkam. »Ich habe es als Reporter selbst erlebt, wie Interviews in Gefängnissen in Ländern wie dem Irak laufen.« Aber wiederum thematisierte der Text diese Zweifel selbst.

Die Methoden

Kollegen umgarnen

Relotius' Methoden der Vertuschung werden von Kollegen im Ressort und in der Dokumentation ähnlich beschrieben. So ließ er sie meist sehr frühzeitig an den Recherchen und auch den Rückschlagen

teilhaben. Beispielsweise schrieb er am 29. Mai 2017 an Guido Mingels: »Lieber Guido, hier kommt der Text. Bin mit Inhalt, Sprache und Erzählfluss wirklich an vielen Stellen unzufrieden, aber das ist alles, was die Quellen hergeben – die Nacherzählung ist im Grund komplett kalt geschrieben. Vielleicht müssen auch noch mehr Gedanken rein? Ich bin da vorsichtig gewesen, weil ich nicht spekulieren wollte. Der Schluss fehlt auch noch, dafür hätte ich aber Stoff.«

Dokumentare ablenken

Die Dokumentare lenkte er gezielt auf nebensächliche Probleme: »Kannst du hier noch mal nachsehen – da bin ich mir unsicher; hier musst du nicht suchen – das habe ich von der Polizei vor Ort.« Vieles, was nicht verifizierbar oder widersprüchlich war, belegte er mit eigenen Anschauungen oder angeblicher Einsicht in Akten vor Ort. Seine Beliebtheit und seine Art der Kommunikation führten offenbar in Dokumentation und Redaktion zu mangelnder kritischer Distanz gegenüber seinen Texten. Um die Aufdeckung von Fälschungen zu verhindern, hat Relotius erheblichen Aufwand betrieben.

Leser einwickeln

Leser, die ihm direkt schrieben, wickelte er geschickt ein. Selbst Menschen mit Fachkenntnis ließen sich von ihm täuschen. So schreibt eine Leserin, es sei Relotius gelungen, ihre fundierte Kritik an seiner Geschichte über die Todesstrafe in den USA zu zerstreuen. Nach seiner Geschichte »Die letzte Zeugin« (SPIEGEL 10/2018) schreibt die Leserin Relotius am 17.7.2018 eine E-Mail, in der sie den Verdacht äußert, es könne sich um eine erfundene Geschichte handeln. Sie fügt eine kommentierte Version seines Textes mit markierten zweifelhaften Stellen an.

Relotius habe sofort geantwortet, schreibt sie später: »Eine Antwort von Claas Relotius lässt nicht lange auf sich warten – schon am nächsten Tag habe ich eine E-Mail von ihm in meinem Postfach. Zunächst fällt mir positiv auf, dass er meine zahlreichen kritischen Anmerkungen offenbar nicht persönlich nimmt – auch wenn diese immer sachlich waren, könnte man sie in der Fülle und Deutlichkeit dennoch als Angriff deuten und zum Gegenangriff übergehen. Nein, nichts davon. Er scheint eher dankbar zu sein für meine intensive Auseinandersetzung mit der Thematik und mich in meiner Kompetenz ernst zu nehmen. Es sei sein erster Artikel zu dem Thema, das ihn nach wie vor interessiert, zu dem er persönlich allerdings immer noch mehr Fragen als Antworten habe.«

Und weiter: »So muss ich im Grunde in der Summe feststellen: Es ist ihm gelungen,

Das Verhältnis der Ressortleitung zu Relotius war geprägt von absolutem Zutrauen.

meine anfänglichen Bedenken, es handele sich um eine erfundene Geschichte, zu zerstreuen. Ich bin blauäugig genug gewesen, Claas Relotius auf den Leim zu gehen. Auch ohne Aufklärung aller Details habe ich ihm geglaubt. Weil er glaubwürdig wirkte, weil er für den SPIEGEL schrieb – weil ich es nicht darauf angelegt hatte, ihm Fehler und Fälschungen nachzuweisen, sondern selbst dazulernen und verstehen wollte.«

Abdruck von Leserbriefen verhindern

Eine Veröffentlichung der wenigen kritischen Leserbriefe, die an ihm vorbei zum SPIEGEL gelangten, konnte er oft verhindern. Obwohl Relotius sonst durchweg als freundlich und nett beschrieben wird, konnte er dabei massiv auftreten. »Das kann ich als Autor auf keinen Fall so stehen lassen, ich bitte um Verständnis« und »Ich bin klar dagegen«, schrieb er der Leserbriefredaktion in zwei E-Mails zu deren Wunsch, einen Leserbrief zum Fall Kaepernick (»Touchdown«, SPIEGEL 44/2017) zu veröffentlichen. Vermutlich wollte er auf diese Weise die Entdeckungsgefahr verringern. Niemand, auch nicht seine Ressortleitung, hat ihn daran gehindert.

Making-of-Videos ablehnen

Der Kommission ist auch ein Fall bekannt, bei dem Kollegen von SPIEGEL ONLINE Relotius gebeten haben, für ein Making-of zu seinem Text »Königskinder«, SPIEGEL 28/2016, ein Interview zu geben. Relotius schaffte es trotz intensiven Bemühens der SPIEGEL-ONLINE-Kollegen, eine Tonaufnahme zu verhindern.

Keine Übersetzungen zulassen

In mehreren Fällen nahm er Einfluss auf die Online-Veröffentlichung seiner Texte und die Übersetzung in den englischsprachigen Dienst. Dokumentiert sind diese Versuche für die Texte »Mathys großer Schlaf« (SPIEGEL 30/2015), »Königskinder« (SPIEGEL 28/2016), »Löwenjung« (SPIEGEL 8/2017), »In einer kleinen Stadt« (SPIEGEL 13/2017), »Touchdown« (SPIEGEL 44/2017) und »Die letzte Zeugin« (SPIEGEL 10/2018).

Die Vorgesetzten

Das Verhältnis der Ressortleitung zu Relotius war geprägt von absolutem Zutrauen, zum Teil Bewunderung. Der damalige Chefredakteur Klaus Brinkbäumer schrieb, die Ressortleitung der Gesellschaft habe ihn »geradezu verehrt«; ein Mitglied des Ressorts habe ihn ein »Jahrhunderttalent« genannt: »Der ist jetzt schon besser, als wir je waren.« Ein anderes Mitglied des Ressorts habe ihn mit dem Satz bedrängt, Relotius einzustellen, da auch die »Zeit« an ihm Interesse habe, einen wie Relotius »findet man einmal in zehn Jahren«. Brinkbäumer schrieb der Kommission, er habe sich davon ablenken lassen.

Relotius' Texte riefen bei den Verantwortlichen im Ressort Bewunderung hervor. So schrieb Guido Mingels zum Text »Königskinder« (SPIEGEL 28/2016): »Weiß gar nicht, wann mich ein Text zuletzt so mitgenommen hat. Unerträglich starker Text.« Und zum Text »Die letzte Zeugin« (SPIEGEL 10/2018): »Da ist dir erneut eine großartige Geschichte gelungen! (...) Ich hab beim Lesen die ganze Zeit irgendwie schon den Film dazu vor Augen gesehen, weil das alles so absolut filmreif (»The Last Witness«) ist. Eine große Parabel.« Und über »In einer kleinen Stadt« (Fergus Falls, SPIEGEL 13/2017) schrieb Matthias Geyer an Relotius: »Nun aber haben Guido, Özlem und ich Deinen Text gelesen und sind uns einig, dass Dir damit ein ganz starkes Stück gelungen ist. Du hast einen wesentlichen Teil der amerikanischen Gesellschaft unters Mikroskop gelegt und mit leisen Tönen einen Text geschrieben, der einem endlich klarmacht, was da los ist.«

Alarmsignale

Die Kommission ist bei ihrer Recherche auf verschiedene Hinweise und Warnungen gestoßen, die Anlass zu Misstrauen gegenüber Claas Relotius hätten geben können; einige eher vage und unspezifisch, andere deutlich klarer.

Unklare Warnungen

Der falsche Experte

Vom ersten Hinweis auf unsauberes Arbeiten von Claas Relotius berichtet Juan Moreno in seiner Chronologie der Ereignisse. Ihm sei bereits 2013 der bis dahin unbekannte Autor aufgefallen, weil der in einem Text für das Magazin »Cicero« einen Experten namens Oscar Espinosa zitiert und als 46-jährigen Volkswirt und ehemals inhaftierten Dissidenten beschreibt. Espinosa sei Moreno ein Begriff gewesen, allerdings sei er nicht 46 Jahre alt gewesen, sondern über 70 und kurz nach Veröffentlichung des Textes in Spanien gestorben.

Der falsche Friseur

Hätte die Redaktion des SPIEGEL über Relotius Informationen eingeholt, bevor er zunächst als freier Mitarbeiter und später fest angestellt beschäftigt wurde, hätte man auf einen Vorgang bei »NZZ Folio« aus dem Jahr 2014 stoßen können, der im Netz recherchierbar ist. Dort hatte Relotius für die Rubrik »Beim Coiffeur« ein Stück über einen Friseursalon in Finnland geschrieben. Einer Leserin fielen Ungeheimheiten auf. Die Zeitung musste eine Berichtigung drucken und beendete die Zusammenarbeit.

Der Tweet aus Fergus Falls

Nach der Geschichte »In einer kleinen Stadt« twitterte Michele Anderson aus Fergus Falls (die später die Fehler des Textes in einem Blog detailliert aufgearbeitet hat) am 7.4.2017 an den SPIEGEL-Account: »I live in Fergus. We're wondering why he spent time here if he was just going to write fiction. Hilarious, insulting excuse for journalism.« Der Tweet blieb unentdeckt.

Die misstrauische Nannen-Jury

In einem Editorial schrieb der damalige Chefredakteur des »Stern«, Christian Krug, am 27.12.2018: »In der Jury des Nannen-Preises, die alljährlich die besten journalistischen Leistungen in deutschsprachigen Medien auszeichnet, haben wir in den vergangenen Jahren in einigen Sitzungen über Artikel von Claas Relotius diskutiert. Mehrere Jurymitglieder äußerten Zweifel daran, dass sich alles so abgespielt hatte.« In einem Gespräch mit der Kommission erklärte Krug, dass die Jury beim ersten Mal das Glatte und Märchenhafte des Textes »Königskinder« bemängelt habe, es habe aber auch inhaltliche Zweifel gegeben; zwar habe niemand von Fälschung gesprochen, man habe aber schon gefragt, ob das alles so stimmen könne. Der damalige SPIEGEL-Chefredakteur Klaus Brinkbäumer, der ebenfalls der Jury angehörte, habe darauf verwiesen, dass der Text von der Dokumentation überprüft worden sei. Beim zweiten Mal sei über den Text »Löwenjungen« entsprechend »sehr breit« diskutiert worden.

Klaus Brinkbäumer entgegnete auf Anfrage der Kommission: »In der Nannen-Jury sind bei Sitzungen, an denen ich als Juror teilgenommen habe, keine Zweifel am Wahrheitsgehalt der vornominierten Relotius-Texte diskutiert worden. Es gab, wie bei jedem Text, den wir dort besprochen haben, Fürsprecher und Gegner, aber die Kritik der Gegner bezog sich auf Sprache und Struktur der Reportagen.« Christian Krug relativierte auf Anfrage der Kommission daraufhin seine Aussagen. Der Leiter der Henri-Nannen-Schule, Andreas Wolfers, bestätigte die Aussagen Brinkbäumers: Man habe in der Jury beim

Text »Königskinder« nicht von Fälschung gesprochen, sondern nur darüber, dass der Autor sich in die Gedanken der Kinder versetzt habe und dass die Geschichte zu glatt aufgeschrieben sei. Über den zweiten Text »Löwenjungen« sei gar nicht mehr intensiv gesprochen worden, weil in dem Jahr die Schul-Story so klar dominiert habe.

Deutliche Warnungen

Bislang konnte die Kommission feststellen, dass es im Haus drei deutliche Warnungen vor Fälschungen in Relotius-Geschichten gab. Jede davon hätte Relotius stoppen können – zumindest theoretisch.

Die erste Warnung eines Lesers muss Matthias Geyer, den Leiter des Gesellschaftsressorts, erreicht haben, er hat jedoch nicht reagiert. Bei der zweiten Warnung ist nicht ganz klar, ob und, wenn ja, wen in der Ressortleitung sie erreichte. Die dritte Warnung war die des Kollegen Juan Moreno. Ungeachtet dieser Warnung produzierte und veröffentlichte das Gesellschaftsressort noch knapp zwei Wochen nach Eingang von Morenos ersten Indizien eine von Relotius in drei nicht unwichtigen Teilen gefälschte Titelgeschichte zum Thema Klimawandel. Dabei hätte Matthias Geyer da schon klar sein müssen, dass sie es bei Relotius möglicherweise mit einem Betrüger zu tun hatten.

Leserbrief »Blindgänger«

Am 11. November 2015 schickte ein Leser, nach eigenen Angaben Lektor für Fachmagazine, eine E-Mail an die Adresse chefredaktion@spiegel.de. Darin wies er ruhig und detailliert auf Fehler in der Relotius-Geschichte »Blindgänger« (aus der Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte«, SPIEGEL 46/2015) hin, nachdem er den Text mit einer einfachen Google-Recherche überprüft hatte.

Der Chefredaktionsaccount, auf dem die E-Mail einging, wird vom Sekretariat der Chefredaktion verwaltet. Die Kolleginnen dort leiteten die E-Mail am selben Tag weiter, das konnte die Kommission im Ausgangsfach überprüfen; die E-Mail ging korrekterweise an Klaus Brinkbäumer und den für Relotius zuständigen Ressortleiter Matthias Geyer. Es gibt dort keine Hinweise darauf, dass jemand dem Leser geantwortet hat.

Offenkundig hat Relotius viele der Details aus britischen Zeitungen abgeschrieben.

Für die Rubrik »Eine Meldung und ihre Geschichte« recherchierte Claas Relotius im Herbst 2015 die Geschichte von Kathryn Rawlins aus Atherstone, Warwickshire, die viele Jahre lang eine Vase in ihrer Wohnung hatte, die tatsächlich eine Granate aus dem Ersten Weltkrieg gewesen sein soll. Der Kern des Textes ist korrekt, es gab die als Vase genutzte Granate. Relotius hat auch tatsächlich mit Kathryn Rawlins Kontakt per E-Mail gehabt und zudem ein kurzes Telefonat mit ihr geführt, das bestätigte sie dem SPIEGEL. Offenkundig hat Relotius viele der Details seiner Geschichte dann aus britischen Zeitungen abgeschrieben und die jeweils dramatischsten ausgewählt. Auf Bitte des SPIEGEL hat Rawlins sich den Text mithilfe eines Übersetzungsprogramms noch einmal durchgelesen. Ihr Fazit: Relotius' Darstellung enthält dieselben Detailfehler wie die Texte anderer Zeitungen. Der entscheidende Fehler sei die Behauptung, die Granate sei scharf gewesen, als Rawlins die Polizei verständigte. Britische Zeitungen hatten dies anscheinend fälschlich behauptet, Relotius hat diese Behauptung wohl ungeprüft übernommen. Der Leser schrieb in seiner E-Mail: »Die ganze Story fällt hier eigentlich in sich zusammen.«

Doch nach Eingang der E-Mail bei Brinkbäumer und Geyer passierte nichts. Weder bat einer der beiden Empfänger die Dokumentation um Prüfung, noch erhielt der Leser nach eigenen Angaben eine Antwort oder eine Eingangsbestätigung. Brinkbäumer gibt an, sich »in Umrissen« an diese Beschwerde zu erinnern; er habe sie damals mit der sinngemäßen Anmerkung weitergeleitet: »RL-Gesellschaft bitte antworten.« In neun von zehn Fällen seien die Ressortleiter seiner Bitte gefolgt. Wenn es in diesem Fall anders gewesen sei, liege sein Versäumnis darin, es nicht überprüft zu haben.

Nach Auskunft der IT muss mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden, dass die E-Mail in Geyers E-Mail-Eingang angekommen ist. Sie wurde ja nicht von einem externen Server gesendet, sondern nur vom internen SPIEGEL-Server verarbeitet. Und im sehr unwahrscheinlichen Fall, dass sie nicht angekommen wäre, hätte beim Absender eine Warnung auftauchen müssen.

Matthias Geyer kann sich an die E-Mail nicht erinnern. Auf Bitte der Kommission durchsuchte er seinen E-Mail-Account, dort war sie nicht zu finden. Er sagte, dass er ab und zu alte E-Mails lösche, wozu die IT tatsächlich gelegentlich auffordert. Daraufhin bat die Kommission ihn um Erlaubnis, die IT nach der E-Mail suchen zu lassen. Die Kollegen dort können auch endgültig gelöschte E-Mails sehen, wenn auch nur eine gewisse Zeit nach Löschung. Doch auch die IT konnte die E-Mail in seinem Account nicht finden.

SPIEGEL TV sucht die »Löwenjungen«

Am 18. Februar 2017 erschien im Gesellschaftsteil die in Teilen gefälschte Relotius-Reportage »Löwenjungen« über zwei Kinder, angeblich Brüder, die im Auftrag des IS Selbstmordanschläge verübten bzw. verüben sollten. Mitte April dann recherchierte ein erfahrener SPIEGEL-TV-Kollege mit einem ebenfalls erfahrenen Freien und Kameramann im Irak. Sie wollten unter anderem ein Stück über Kindersoldaten drehen und dafür auch die Hauptfigur »Nadim« aus der Relotius-Geschichte interviewen.

Einer der beiden fand »Nadim« dann auch, aber im Schnitt fiel schließlich auf, dass diverse Teile der Relotius-Geschichte nicht zu den Erkenntnissen der TV-Kollegen passten. So waren die beiden Hauptfiguren »Nadim« und »Khalid« wohl keine Brüder, »Nadim« hieß in Wahrheit zudem Mahmud, er saß in einem anderen Gefängnis und wollte, anders als in der Geschichte beschrieben, zurück zu seiner Familie in Mossul.

Ein leitender Kollege bei SPIEGEL TV, als Diensthabender mit im Schnitt, ist sich sicher, dass er die Ressortleitung der Gesellschaft »so im Vorbeigehen« auf die Unstimmigkeiten ansprach – er kann sich nur nicht mehr erinnern, wen von den damals Zuständigen. Der TV-Kollege sagt: »Relotius meldete sich dann bei mir. Meine Nachfrage muss ihn also erreicht haben.« Die Mitglieder der Ressortleitung sagen aber, dass sie nichts von der Warnung wissen.

Relotius kam in den Schnittraum und auch noch ins Autorenbüro, in dem der Filmautor am Text arbeitete. Wortreich »erklärte« Relotius die Unstimmigkeiten. Der Autor sagt, er habe dann auf Relotius' Bitte hin auch den Namen des Jungen von »Mahmud« in »Nadim« geändert, weil es sowieso oft sinnvoll sei, die Namen von Kindern zu deren Schutz zu ändern. Sonst war der Film unabhängig von Relotius' Geschichte und stimmte mithin. Die Kollegen von SPIEGEL TV fühlten sich darüber hinaus nicht dafür zuständig, Relotius weiter hinterherzurecherchieren, weil sie auch davon ausgingen, dass die Geschichte von der Dokumentation überprüft worden war.

Morenos Misstrauen

Am Freitag, dem 16. November 2018, telefonierte Juan Moreno mit Matthias Geyer und sagte ihm (laut Geyer aufgeregt und ungeordnet), dass Relotius Teile der gemeinsamen Geschichte »Jaegers Grenze« gefälscht habe. In dieser Geschichte ging es um die Karawane von mittelamerikanischen Flüchtlingen, die in die USA wollten – und es ging um eine rechte Miliz auf US-Seite, die angeblich Jagd auf genau solche Menschen machte. Moreno hatte in Mexi-

Juan Moreno sagt, dass Relotius Teile der gemeinsamen Geschichte gefälscht habe.

ko recherchiert, Relotius hatte die angeblichen Milizionäre beschrieben. An diesem Tag war die Geschichte gerade in der digitalen Ausgabe erschienen. Am Sonntag danach, den 18. November, lieferte Moreno in einer langen E-Mail Indizien und Verdachtsmomente.

Schon beim Telefonat am 16. November erkannte Matthias Geyer nach Ansicht der Kommission das Gewicht von Morenos Anschuldigungen. Er sagte nach eigenem Bekunden zu Moreno: »Juan, ich möchte einmal festhalten, worum es hier geht: Entweder richtest du gerade einen Kollegen hin, oder du richtest dich selber hin.« (Moreno selbst hat das Zitat etwas anders in Erinnerung: »Du weißt schon, was du da gerade tust? Du versuchst, das Leben eines jungen, talentierten Kollegen zu zerstören.«)

Matthias Geyer schrieb in einer Zusammenfassung seines Gesprächs mit der Kommission über diesen Moment: »Für mich war klar, dass wir es jetzt mit einem Vorgang zu tun haben, der für einen der beiden Beteiligten Konsequenzen haben muss: Entweder ist Relotius ein Betrüger, oder Moreno zerstört gerade den Betriebsfrieden bzw. betreibt Rufmord.«

Dass Geyer die Bedeutung erkannt hatte, wird auch dadurch klar, dass er unmittelbar nach dem Telefonat Ullrich Fichtner als designierten Chefredakteur informierte und sich beim Sportressortleiter, ebenfalls ein Vorgesetzter/Auftraggeber von Moreno, rückversicherte.

Zwei Wochen nach Morenos ersten Hinweisen und zehn Tage nach der E-Mail mit den Indizien für die Fälschung ließ das Gesellschaftsressort trotzdem die Klima-Titelgeschichte »Was der Erde droht« passieren. Einstieg, Schluss und eine Mittelpassage stammten von Claas Relotius, angeblich von der Pazifikinsel Kiribati. Heute ist klar, dass Relotius nicht einmal auf Kiribati war, sein Text war gefälscht.

Obwohl Geyer es nach eigener Auskunft für möglich hielt, dass Relotius ein Betrüger sein könnte (... entweder Relotius ist ein Betrüger ...), stoppte er den Klimatitel nicht. Er strich die Relotius-Passagen auch nicht aus dem Text. Ebenso wenig leitete er Recherchen ein, um den Fall vor Erscheinen der Titelgeschichte aufzuklären.

Ullrich Fichtner wurde von Geyer schon als Chefredakteur angesehen, und auch Fichtner selbst empfand sich als Chefredakteur. Die beiden noch amtierenden Mitglieder der Chefredaktion, Dirk Kurbjuweit und Susanne Beyer, waren zu diesem Zeitpunkt nicht über den Verdacht gegen Relotius informiert. Kurbjuweit sagte gegenüber der Kommission: »Wir haben das am Montag (17.12.2018) wie alle anderen erfahren.« Deshalb hatten die beiden keine Chance, den Titel vorsichtshalber zu stoppen oder eine Prüfung zu veranlassen.

Ullrich Fichtner sagte der Kommission, es habe keine Dringlichkeit gegeben zu handeln. Moreno habe seine Argumente und Verdachtsmomente zunächst schlecht vorgetragen. Es habe, so Fichtner, aus seiner Sicht noch keinen Fall gegeben; das habe sich erst am 9. Dezember geändert, als Relotius zwei Videos vorgeführt wurden, die Moreno zusammen mit einem Münchner Fotografen in den USA gedreht hatte. In diesen beiden Videos warfen die Hauptfiguren der Geschichte »Jaegers Grenze« Relotius vor, nahezu alles gefälscht zu haben. Bis dahin, so Fichtner, habe es Indizien gegeben, aber keine Beweise.

Fichtner sagte der Kommission, er habe den designierten, aber noch nicht amtierenden Chefredakteur Steffen Klusmann wohl in der Woche nach Geyers erstem Anruf zum ersten Mal informiert, aber ohne Details zu nennen, eher ungefähr so: »Da ist was, ich kümmere mich.« Zu der Zeit hätten Klusmann und er selbst bis zum Hals in Terminen gesteckt. Er sagte zudem, er habe geglaubt, dass er einen guten Ressortleiter (Geyer) habe, der sich um das Problem kümmere. Er selbst habe von dem Titel mit den Kiribati-Passagen gewusst und habe auch ein frühes Manuskript gelesen. Er sei aber davon ausgegangen, dass mit dem zuständigen Dokumentar geredet werde. Matthias Geyer sagt, Morenos Vorwürfe hätten sich damals nur auf den Text »Jaegers Grenze« bezogen. Niemand habe zu dem damaligen Zeitpunkt den Verdacht gehabt, dass es sich bei Relotius um einen systematischen Betrüger handeln könnte.

Der Umgang mit Moreno

Die Reaktionen auf den Whistleblower Moreno sowie das Handling des Falles in den ersten Tagen und Wochen waren langsam und mangelhaft, geprägt von Vertrauen gegenüber Relotius und Misstrauen gegenüber Moreno. Der Fall wurde behandelt, als ginge es nur um Gezänk zwischen einem freien Kollegen und dem Nachwuchsstar des Ressorts – und nicht um einen Verdacht, der dem ganzen Unternehmen schaden könnte. Besonders schwer wiegt, dass die Verantwortlichen im Ge-

sellschaftsressort keine eigenen Recherchen anstellten, um den Fall aufzuklären. Dies hätten sie selbst dann tun müssen, wenn sie Relotius für unschuldig hielten, denn schließlich wurde er schwer beschuldigt.

Während das Gesellschaftsressort also nichts recherchieren ließ, was den Fall hätte klären können, fuhr Moreno aus eigenem Antrieb in die USA, um selbst zu recherchieren.

Zeit verstrich, und außerdem riskierten die Beteiligten, dass der Fall nach außen dringt – dann hätte der SPIEGEL nicht einmal mehr die Chance gehabt, die Affäre selbst aufzuklären. Denn laut (späterer) Auskunft von Moreno war eine US-Journalistin schon dabei zu recherchieren. Außerdem waren Bürger in Fergus Falls Relotius ebenfalls auf der Spur und planten eine Veröffentlichung. Über die Kleinstadt in den USA hatte Relotius 2017 eine, wie man heute weiß, weitgehend erfundene Reportage geschrieben.

Vor allem aber führte das fehlerhafte Handling dazu, dass der SPIEGEL den in Teilen gefälschten Klimatitel druckte.

Moreno, als fester Freier praktisch jederzeit kündbar, sah sich gefährdet. Er hatte den Eindruck, als laufe er beim SPIEGEL gegen eine Wand: »Es waren dicke, solide Betonwände, SPIEGEL-Qualität gewissermaßen.« Das Einzige, was das Gesellschaftsressort in den ersten Wochen unternahm, war, Relotius mit Morenos Vorwürfen zu konfrontieren. Relotius bekam so Gelegenheit, weitere Lügegebäude aufzubauen.

Die Chronologie der Aufdeckung

Die zeitliche Abfolge der Vorgänge zeigt, wie zögerlich die Aufklärung angegangen wurde – und dass die Ressortleitung und der designierte Chefredakteur Ullrich Fichtner Moreno alleinließen. Die Chronologie basiert auf einem Protokoll, das Moreno Ende Dezember auf Bitte von Ullrich Fichtner angefertigt hat, und auf Gesprächen von Matthias Geyer und Ullrich Fichtner mit der Kommission. Matthias Geyer hat aus dem Gespräch ein eigenes Protokoll angefertigt.

Dienstag, 13. November 2018

Moreno schreibt an Relotius als Reaktion auf Relotius erste Version des Textes »Jaegers Grenze«, diese E-Mail gehe in »cc« auch an Matthias Geyer. Moreno listet seine bis dahin noch lediglich inhaltlichen und formalen Probleme mit dem Text auf. Er äußert sich allerdings bewundernd darüber, dass es Relotius gelungen sei, in so kurzer Zeit Zugang zu einer Bürgerwehr gefunden zu haben. Das habe ein bekann-

ter Fotograf, der seit 20 Jahren in der Gegend recherchiere, noch nie geschafft. Geyer fordert nach eigener Aussage Relotius auf, die Vorhaltungen Morenos auch unter Zuhilfenahme der Dokumentation zu klären.

Moreno wehrt sich dann gegen »Regieanweisungen« von Relotius beim Bearbeiten des Textes und schreibt, er tue sich »sehr schwer mit diesem Wunsch nach einfachen, klaren Erklärungen. Es ist nie klar und einfach«.

Mittwoch, 14. November

Relotius schreibt an Moreno: Er habe »den Tag und die halbe Nacht« damit verbracht, den Text »szenischer, erzählerischer« zu machen. Am Abend ruft Geyer bei Moreno an und äußert sich laut Moreno verärgert über dessen Verhalten gegenüber Relotius und die E-Mail. In den kommenden Tagen soll es ein Gespräch geben.

Inzwischen hat Moreno das Layout der Geschichte mit den Fotos zu sehen bekommen. Er hat erste Zweifel, dass die Geschichte so stimmt, wie Relotius sie aufgeschrieben hat. Er findet in amerikanischen Medien Hinweise auf diese Unstimmigkeiten. Moreno recherchiert nach eigenen Angaben die ganze Nacht weiter und ist sich danach sicher, dass Text und Bilder nicht übereinstimmen. Die Hauptfigur »Chris Jaeger« heißt in einer Geschichte der »New York Times« zum Beispiel Chris Maloof. Das Bild des Fotografen Johnny Milano ist von 2016. Moreno findet einen Text des amerikanischen Journalisten Shaun Bauer, dem es gelungen war, eine Bürgerwehr undercover zu infiltrieren. Die Männer in Bauers Geschichte haben seltsamerweise ähnliche Decknamen wie bei Relotius: Pain, Spartan, Ghost, Jaeger.

Am Abend schreibt Moreno nach eigenem Bekunden eine warnende E-Mail an den zuständigen Dokumentar und schickt ihm alle bis dahin bekannten Informationen, allerdings mit der Bitte, diese vertraulich zu behandeln.

Donnerstag, 15. November

Der Dokumentar ruft Moreno (nach Angaben von Moreno) an und sagt, er sei nur für die normale Textverifikation zuständig, ansonsten müsse er dem Autor glauben. Der Dokumentar bestätigte diese Version

Nach diesem Gespräch hat Moreno den Eindruck, gerade gefeuert worden zu sein.

später in einem Gespräch mit der Kommission und sagte, Moreno habe ihn aufgefordert, die E-Mail wegzuschmeißen.

Geyer ruft Moreno an, laut Moreno »zutiefst verärgert« über dessen angeblich »völlig unprofessionelles Verhalten« und den kritischen Ton in der E-Mail vom 13. November. Geyer zur Kommission: »Ich fand seine Arbeitsweise unprofessionell und spreche mit ihm über den Unterschied zwischen Reportage, Report und Essay. Ich sage ihm, er müsse in der Lage sein, Egoismen zurückzustellen.«

Es wird ein Gesprächstermin für den 22. November vereinbart.

Freitag, 16. November

Am Nachmittag telefoniert Moreno mit Matthias Geyer. Laut Geyer spricht Moreno schon in diesem Telefonat von »Fälschung«, er sagt, dass der Text »Jaegers Grenze« in den Teilen, die Relotius geschrieben habe, nicht stimme.

Moreno schildert die festgestellten Unstimmigkeiten. Geyer habe gesagt, er habe die Anmerkungen zur Kenntnis genommen, er halte nichts davon. In diesem Gespräch fällt das Hinrichtungs-Zitat. Geyer sagt dazu außerdem: »Ich habe erst mal keinen Grund, an der Integrität von Claas zu zweifeln.« Moreno bietet nach eigener Aussage an, seine Hinweise noch mal schriftlich vorzutragen. Geyer sagt hingegen, er habe Moreno aufgefordert: »Schick mir das schriftlich, dann prüfen wir das.«

Nach diesem Gespräch hat Moreno den Eindruck, gerade gefeuert worden zu sein. Er telefoniert mit dem Fotografen Scott Dalton, der ihm anbietet, mit ihm nach Arizona zu fahren, um Beweise zu recherchieren. Diesen Eindruck vermittelte offenbar auch Relotius, der am Abend der Verleihung des Reporterpreises (4.12.2018) Kollegen zufolge sagte, er sei traurig, weil Moreno seinen Texten nachrecherchiere; Moreno habe sich verrannt und werde deswegen wohl entlassen.

Geyer informiert Fichtner. Man ist sich einig, dass man auf Morenos schriftliche Ausführungen warten müsse.

Sonntag, 18. November

Moreno schickt eine lange E-Mail an Geyer und Özlem Gezer unter anderem mit drei Fragen, Bilddateien, die die Namensdifferenz (Maloof/Jaeger, Foley/Nailer) belegen, zudem mit dem Instagram-Profil von Chris Maloof (»Jaeger«) und weiteren Argumenten. Fichtner sagte der Kommission später, Morenos E-Mail sei schwer zu verstehen gewesen: Er habe seinen Fall schlecht vortragen und geglaubt, dass alle wüssten, worum es gehe, nur weil er seine drei Fragen verschickt habe. Allerdings ist diese E-Mail nach Auffassung der Kommission klar genug, um den Vorwurf des Betrugs durch Relotius nachvollziehen zu können.

Es wäre ab diesem Moment möglich gewesen, Relotius auffliegen zu lassen, wenn ein Verantwortlicher eine Überprüfung der Vorwürfe vorgenommen oder veranlasst hätte. Man hätte etwa Maloof über sein Instagram-Profil kontaktieren und fragen können, ob er sich auch manchmal »Jaeger« nenne oder ob er Claas Relotius kenne. Auch ein Telefonat mit dem Fotografen Johnny Milano über die Identität von Maloof wäre möglich gewesen.

Montag, 19. November

Am Montagvormittag wird die E-Mail von Moreno stattdessen an Relotius übergeben, er wird um eine schriftliche Stellungnahme gebeten. Relotius erhält damit die Gelegenheit, Vorwürfe (auch durch neue Fälschungen) scheinbar zu entkräften.

Moreno fängt derweil an, andere Texte von Relotius zu durchforsten, und findet Hinweise auf mögliche Fälschungen in den Relotius-Texten über Colin Kaepernick oder die »Königskinder«.

Dienstag, 20. November

Relotius übergibt seine schriftlichen Antworten an Geyer. Geyer leitet sie an Fichtner weiter. Es soll nun einen Gesprächstermin mit den Beteiligten geben. Bei der Suche nach einem Termin stellt man fest, dass Relotius vom 23.11. bis 3.12. in Urlaub gehen will. Man beschließt, die Angelegenheit auf Anfang Dezember zu vertagen. Die Erwiderung von Relotius wird Juan Moreno erst am 10. Dezember gezeigt. Er hat also bis zu diesem Zeitpunkt keine Möglichkeit, auf die Rechtfertigungen und neuerlichen Fälschungen zu reagieren.

Donnerstag, 29. November

Moreno fliegt für das Sportressort in die USA; er will dort aber auch Beweise gegen Relotius sammeln und dafür etwa die Bürgerwehr treffen – auf eigene Faust und Rechnung. Auf dem Flughafen London erreicht ihn eine E-Mail von Geyer mit dem Gesprächstermin: »Die Runde wird aus mir, Fichtner, Claas und Dir bestehen.« Moreno sagt mit Verweis auf die USA-Reise ab. Özlem Gezer wird von Geyer dazu nicht eingeladen. Man habe ihr gesagt, so Gezer, es seien schon zwei Chefs dabei, das sei ausreichend. Auch in den folgenden Wochen wird Özlem Gezer nach ihren Angaben von Geyer nicht einbezogen. Geyer sagte der Kommission: »Am Abend des 18. November 2018 hat Juan Moreno um 22.36 Uhr seine ›drei Fragen‹ zu Relotius' Rolle im Text ›Jaegers Grenze‹ per Mail an mich verschickt, Özlem Gezer war in cc. Am darauffolgenden Morgen, 19. November, habe ich persönlich mit ihr darüber gesprochen. Die weitere Aufbereitung lag in den Händen des designierten Chefredakteurs Ullrich Fichtner und mir. Darüber wurde Özlem Gezer in den wesentlichen Punkten informiert.«

Freitag, 30. November

Moreno fährt zusammen mit einem Fotografen rund 700 km von Las Vegas nach Arizona zu Tim Foley (bei Relotius »Nailer«) und konfrontiert ihn mit einem Porträtfoto von Relotius auf seinem Handy. Foley sagt, er kenne Relotius nicht. Danach nimmt Foley Detail um Detail der Relotius-Teile der Geschichte auseinander. Moreno und der Fotograf dokumentieren Foleys Aussage in einem gut 29 Minuten langen Video. Foley stellt auch den Kontakt zu Chris Maloof (bei Relotius »Jaeger«) her. An diesem Tag, zwei Wochen nach dem ersten Anruf von Moreno, erscheint der SPIEGEL mit dem Klimatitel und den Kiribati-Teilen von Relotius.

Montag, 3. Dezember

Foleys Frau Jan schickt eine empörte E-Mail an Relotius und fragt ihn, wie er dazu komme, eine lange Geschichte über die Bürgerwehr zu schreiben, ohne da gewesen zu sein. Diese E-Mail wird Claas Relotius später verfälschen, um »beweisen« zu können, dass er doch dort war.

Dienstag, 4. Dezember

Moreno fährt zu Chris Maloof. Maloof sagt ebenfalls, er kenne Relotius nicht und sei mit ihm auch nie an der Grenze gewesen. Auch die ihm angedichtete Vorgeschichte (deutsche Vorfahren, von Latinos angefixte Junkie-Tochter etc.) dementiert Maloof. Er zeigt seine Handrücken in die Kamera, die nicht so tätowiert sind, wie Relotius geschrieben hat.

Samstag, 8. Dezember

Fichtner liegen die Videos von Moreno vor. Er informiert Geyer und sagt, Relotius werde darin schwer belastet. Geyer: »Wir beschließen ein unverzügliches Treffen für den nächsten Vormittag in meinem Büro. Fichtner lädt Relotius per E-Mail für 11.30 Uhr dazu ein.«

Sonntag, 9. Dezember

Relotius bekommt die drastischen Videos zu sehen. Relotius sagt nach Erinnerung von Geyer, das sehe »tatsächlich schlecht« für ihn aus. Auf die Frage, ob er etwas Entlastendes habe, zeigt Relotius auf seinem Handy die (von ihm selbst verfälschte) E-Mail von Foleys Frau Jan vor, aus der in dieser Version nun hervorzugehen scheint,

Die Mail soll
demonstrieren, wie
leicht Relotius
gefälscht haben kann.

dass Relotius den Protagonisten »Nailer« doch persönlich gesprochen habe.

Montag, 10. Dezember

Fichtner konfrontiert Moreno bei einem Vieraugengespräch in Hamburg in seinem Büro nach dessen Aussagen mit der Erwiderung von Relotius auf seine E-Mail vom 18. November. Er äußert nach Aussagen von Moreno außerdem Zweifel an der Echtheit der Videos. Fichtner laut Moreno: Er sei »Partei«, und man wisse nicht, »was ich Foley und dem anderen geboten habe«.

Ullrich Fichtner stellt die Situation folgendermaßen dar:

Er habe das Gespräch mit Moreno gesucht, nachdem die Videos vorlagen. Relotius habe dadurch zwar schlecht dagestanden, sei allerdings durch die (gefälschte) E-Mail entlastet worden. Die Mail sei »stark« gewesen und habe die Glaubwürdigkeit der Videos erschüttert.

Fichtner: »Diese Informationen – und auch die mehrseitige schriftliche Erklärung von Relotius – habe ich mit Moreno an jenem Montag ausgetauscht, als Beweismittel gewissermaßen. Das hat ihm die Gelegenheit gegeben, seine berechtigten Zweifel an der E-Mail loszuwerden und endlich auf Relotius' Version der Vorgänge zu reagieren. Er hat allerdings, das muss dann nun auch mal auf den Tisch, die Gelegenheit genutzt, diffuse Drohungen auszusprechen. Er raunte, dass der Fall womöglich bald öffentlich werde, dass ihn, Moreno, bereits eine Journalistin kontaktiert habe, dass die Leute der Miliz Klagen gegen den SPIEGEL planten, solche Dinge. Seine eigene Rolle dabei blieb diffus, es war aber klar, dass er andeuten wollte, womöglich selbst illoyal zu werden. Ich habe ihm deshalb nicht nur gesagt, dass er »Partei« sei, was er im juristischen Sinne ja auch war; ich sagte ihm aufgrund seiner zum Teil ziemlich schmierigen Drohungen auch, und zwar mehr oder weniger wörtlich: Juan, ganz ehrlich, du klingst grade wie eine Figur aus einem Mafiafilm.«

Zu dem oben genannten Vorwurf Fichtners sagt Moreno: »Ich habe dem SPIEGEL niemals direkt oder indirekt gedroht, noch habe ich zu irgendeinem Zeitpunkt angedeutet, illoyal werden zu wollen, also mit meinem Wissen zu einem Medium gehen zu wollen. Einziges Ziel meines wochenlangen Handelns war, meine durch eine Fälschung ramponierte Reputation als freier Journalist wiederherzustellen und Schaden von meinem wichtigsten Auftraggeber abzuwenden.«

Morenos Problem sei durchgängig, so Fichtner, dass er jeden seiner Belege für einen absoluten Beweis gehalten habe. Fichtner: »Ich hatte damals auf der einen Seite den immer noch vermeintlich unbescholtenen Kollegen Relotius – und ich hat-

te auf der anderen Seite zwei dubiose Gestalten, von denen ich nur wusste, dass sie in Milizen zum Privatvergnügen Streife gegen Einwanderer aus Mexiko gehen. Ich hatte zwei Videoclips, deren Entstehungsgeschichte ich nicht kannte und die mir das Blut gefrieren ließen wegen ihres Inhalts, aber auch wegen Morenos Gnadenlosigkeit. Und ich konnte wirklich nicht wissen, was gesprochen worden war, bevor die Kamera anging.« Diese Skepsis habe er Moreno mitgeteilt. Es sei gut möglich, dass er gesagt habe, er wisse ja nicht, ob Moreno denen womöglich sogar Geld bezahlt habe. Die Eindeutigkeit des Zitats von Moreno sei aber »mit Sicherheit falsch«. Fichtner sagt, er habe sich damals wie ein Richter gefühlt, er habe nur Indizien in der Hand gehabt. Er habe keine Fehler machen wollen. Über den Status der Videos habe er sich auch mit seinem »Ermittler« Clemens Höges ausgetauscht, der seine Zweifel geteilt habe (Dies muss allerdings nach dem Gespräch mit Moreno gewesen sein, denn Höges wurde erst am 11.12. hinzugezogen und bekam die Videos am Tag danach. Höges, damals zeitweise Vertretung in der Ressortleitung Ausland, sagt zu der Frage der Echtheit, er hielt es für »denkbar, aber nicht wahrscheinlich«, dass Foley und Maloof in den Videos lügen, um sich einer strafrechtlichen Verfolgung zu entziehen).

Moreno wird bei dem Treffen mit Fichtner am 10. Dezember auch eine weitere (gefälschte) E-Mail von einem der angeblichen Milizionäre (Deckname in der Geschichte »Luger«) an Relotius vorgehalten, die zu beweisen scheint, dass der Milizionär Relotius kennt und dass sein Klarnamen »Mike Morris« lautet. Der Account lautet mikemorris614@yahoo.com, die Unterschrift »lug«.

Dies alles sieht Moreno nach seinen Angaben an diesem 10. Dezember zum ersten Mal. Er überlegt, wie er die Lügen von Relotius entlarven kann. Er lässt von einem Freund einen E-Mail-Account kreieren mit dem fast identischen Absender mike morris613@yahoo.com.

Von diesem Account aus geht eine E-Mail in die Redaktion: »Everything is true Claas is telling you. We killed three Mexicans today« – gezeichnet mit dem Kürzel »lug«. Die E-Mail mit dem offenkundig erfundenen Text soll demonstrieren, wie leicht Relotius seine angeblichen Gegenbeweise gefälscht haben kann. Fichtner schlägt ein Gespräch mit Moreno und Relotius im Januar vor – zumindest geht das aus einer E-Mail von Moreno hervor, in der er sein Unverständnis über einen Termin mit Relotius erst am 10. Januar äußert. Fichtner sagt, der Termin 10. Januar sei »routiniert und ohne großes Nachdenken als Terminblocker auf Vorrat« eingestellt

Am 19. Dezember enthüllt der SPIEGEL die Affäre im eigenen Haus.

worden, nachdem vorherige Termine mit Relotius und Moreno nicht zustande gekommen waren.

Dienstag, 11. Dezember

Moreno schreibt erneut an Fichtner und listet alle ihm vorliegenden Hinweise auf. Er schreibt, dass sich Colin Kaepernicks Anwalt gemeldet habe und dementiere, dass Relotius mit Kaepernick oder dessen Eltern gesprochen habe. Moreno schreibt Fichtner: »Bitte schreib ihm oder rufe ihn an.« Moreno gibt ebenfalls den Tipp, in Relotius' E-Mail-Account nach der echten E-Mail von Foleys »Sprecherin« und Ehefrau Jan zu suchen. Er gibt weiterhin den Hinweis, mit dem Fotografen Johnny Milano zu sprechen, der bezeugen könne, dass es »Jaeger« nicht gibt und sein Foto in Wahrheit Chris Maloof zeige.

Erst diese Mail mit Hinweisen auf weitere Fälschungen scheint Fichtners Glauben an die Unschuld von Relotius ernsthaft zu erschüttern. Seine Antwort an Moreno: »Ich bin sprachlos, verlass Dich darauf, dass ich alles tun werde, um diese Geschichte zu ermitteln und zu bereinigen.«

Mittwoch, 12. Dezember/ Donnerstag, 13. Dezember

In der Nacht zu Donnerstag fährt Özlem Gezer zu Relotius und bringt ihn zum Reden. Stunden später wird im Beisein von Betriebsrat und Personalabteilung der dienstliche E-Mail-Account von Relotius geöffnet und die Fälschung der E-Mail von Foleys Ehefrau entdeckt. Nachmittags führen Ullrich Fichtner, Özlem Gezer und Matthias Geyer ein mehrstündiges Gespräch mit Relotius, in dem er seinen Betrug gesteht. Am Abend informiert Fichtner per SMS Steffen Klusmann.

Freitag, 14. Dezember

Klusmann informiert den Geschäftsführer Thomas Hass. Beide entscheiden, für Montag eine Taskforce einzuberufen. Bis dahin, so Klusmann, wollte man den Kreis der Eingeweihten möglichst klein halten. Ullrich Fichtner sei derweil dabei gewesen, das große Stück zu schreiben.

Montag, 17. Dezember

Thomas Hass informiert die amtierenden Chefredakteure Susanne Beyer und Dirk Kurbjuweit.

Am 19. Dezember enthüllt der SPIEGEL die Affäre im eigenen Haus mit einer umfangreichen Geschichte auf SPIEGEL ONLINE und in der Folge in dem SPIEGEL-Titel »Sagen, was ist.«

IV. Wie konnte es so weit kommen?

Claas Relotius war ein Einzeltäter, der mit erheblicher Energie gefälscht und seine Fälschungen vertuscht hat. Er ist in allererster Linie für sein Handeln verantwortlich.

Gleichwohl stellt sich die Frage, unter welchen Voraussetzungen und in welchem Umfeld ein solches Ausmaß an Fälschung über derart lange Zeit möglich war. Die Kommission hat mehrere Faktoren identifiziert, die eine systemische Rolle im Fall des Claas Relotius gespielt haben könnten.

- Die Stilform der Reportage, die möglicherweise für Fälschungen besonders anfällig ist.
- Der Druck durch Journalistenpreise.
- Die besondere Konstruktion des Gesellschaftsressorts innerhalb des SPIEGEL.
- Die Dokumentation, die beim Aufspüren von Fehlern, die den Fälscher möglicherweise entlarvt hätten, versagt hat.
- Der Umgang mit Fehlern.

Die Reportage als anfällige Stilform

Die Reportagen, die das Gesellschaftsressort mit einigen der besten Autoren der Republik Woche für Woche produziert, sind oft filmisch erzählte Geschichten; Plots werden akribisch geplant und Figuren gelegentlich wie bei einem Filmcasting gesucht. Die Geschichten leben von hoher Detailgenauigkeit. Dies ist im Fall der Entstehungsgeschichte von »Jaegers Grenze« in einem E-Mail-Verkehr zwischen Matthias Geyer, Moreno und Relotius gut nachzuvollziehen. Dort heißt es unter anderem: »Wir suchen nach einer Frau mit Kind. Sie kommt idealerweise aus einem absolut verschissenen Land (...) Sie setzt ihre Hoffnung auf ein neues, freies gutes Leben in USA (...) Es muss eine sein, die mithilfe eines Kojoten über die Grenze will (...) Die Figur für den zweiten Konflikt beschreibt Claas (...) Dieser Typ wird selbstverständlich Trump gewählt haben, ist schon heiß gelaufen, als Trump den Mauerbau an der Grenze ankündigt hat, und freut sich jetzt auf die Leute dieses Trecks, wie Obelix sich auf die Ankunft einer neuen Legion von Römern freut (...) Wenn ihr die richtigen Leute findet, wird das die Geschichte des Jahres.«

Solch detaillierte Anweisungen per E-Mail sind nach Angaben einiger Mitar-

beiter unüblich. Dieser Mail vorausgegangen war ein Streit zwischen Juan Moreno und dem Ressortleiter über die Frage, ob es für den Text zwei Autoren braucht. Moreno wollte Alleinautor sein. Dafür hat sich Moreno in einer SMS entschuldigt. Am Nachmittag schrieb er an Matthias Geyer: »Man sollte sagen, wenn man sich verrannt hat. Du hast recht. Es ist reine Eitelkeit. Ich will die Geschichte alleine machen, weil ich glaube, dass es eine geile Geschichte werden kann.«

Plot, Casting und manchmal Zeitdruck bergen die Gefahr, dass die Wirklichkeit dem Drehbuch angepasst wird. Zumal wenn Journalistenpreise gewonnen werden sollen. Die Reportagen von Claas Relotius waren Extrembeispiele dafür.

Diese Art der Komposition von Reportagen kommt nicht nur im SPIEGEL vor, sie wurde zumindest bis zum Fall Relotius manchen jungen Journalisten sogar von Experten nahegebracht. Nur wenige waren bereit, darüber mit der Kommission zitierfähig zu sprechen.

Michael Schmuck, Journalist, heute Anwalt für Presserecht, Dozent und ehemaliger Geschäftsführer der Nachfolge-Schule der Nannen-Schul-Dependance in Berlin (KLARA), bestätigte der Kommission auf Anfrage, dass es dort im Reportage-seminar im Rahmen eines sechswöchigen Volontärskurses eine Unterrichtseinheit gegeben habe zum Thema »Ist Schwindeln und Erfinden erlaubt?« – die Frage sei von Dozenten keineswegs klar und kurz mit »Nein« beantwortet worden.

Unterthemen seien gewesen:

- Darf es eine »Kunstfigur« geben? Einen Zusammenbau mehrerer realer Personen?
- Darf eine Woche Reportagezeit für den Leser zum Beispiel auf einen Tag verkürzt werden?
- Darf der Reporter dem Leser suggerieren, er habe selbst Beobachtungen gemacht, obwohl er nicht vor Ort war?
- Dürfen störende Fakten weggelassen oder fehlende ergänzt werden, um die Geschichte rund zu machen?

Schmuck: »Zu dieser Diskussionseinheit wurden bekannte Reporter oder Reporterinnen eingeladen. In aller Regel waren sie der Meinung: Ja, das alles darf man in gewissem Umfang. Was nun immer »gewisser Umfang« heißen mag. Sie erzählten dann auch aus ihren Reportagen solche Beispiele, die dann eben mal mehr und mal weniger die wahre Geschichte verfälschten. Aber Einigkeit bestand immer darin, dass das erlaubt sei.«

Nicht besser agierte der branchenweit bekannte Journalistikfachmann Michael Haller – im Interview mit der »taz« vom 11.2.2019 versuchte er allerdings nach Bekanntwerden der Relotius-Affäre, sich von dergleichen zu distanzieren. So hielt ihm die »taz« vor, in seinem Standardwerk »Die

Die Reportage macht das Aufspüren der Fälschung oder der Verfälschung schwer.

Reportage« postulierte er »eine Montage-technik, bei der der Reporter mehrere Gesprächspartner zu einer Person zusammenführen darf«. Haller, der in dem Interview von verschiedenen Arten der Wahrheit redet (»Stimmen« ist ein weites Feld), sagte der »taz« nach Relotius: »Ich verstehe gut, wenn man hier heute strenger denkt, seitdem wir wissen, wie viel Missbrauch getrieben wird.« Er kommt in dem Interview auch nicht ganz davon weg, dass er früher das »Verdichten« vertrat, also das literarische Zusammenführen von Fakten, die in Wahrheit aus verschiedenen Zusammenhängen stammen. Haller: »Ich finde, die subjektiven Erzähltexte gewinnen ihre Aussagekraft durch ein etwas anderes Realitätsverständnis (...) Ich produziere keine Lügengeschichte, wenn ich Verhaltensmuster durch Verdichtung herausarbeite.«

In ausführlichen Gesprächen mit den Leitern der Henri-Nannen-Schule und der Münchner Journalistenschule wurde der Kommission versichert, dass den Auszubildenden dort solche zweifelhaften Ratschläge nicht gegeben würden.

Seit der Aufdeckung des Fälschungsfalls Relotius wird darüber diskutiert, ob das Genre »Reportage« insgesamt diskreditiert ist. Das sieht die Kommission nicht so. Reportagen haben da, wo es etwas zu sehen, zu hören, zu erzählen und zu beschreiben gibt, dort, wo Wirklichkeit anschaulich, nachvollziehbar und verständlicher werden soll, ihre Berechtigung. Leser des SPIEGEL lesen, das weiß man aus Leseranalysen, gern lange Geschichten. Die Lesequoten der langen Texte, egal, ob exzellent geschriebene Reportage oder faktenreiche Titelgeschichte, übersteigen im SPIEGEL die der kürzeren Texte. Diese Analyse stellt aber auch das Diktum infrage, nach dem nur die vermeintlich außergewöhnlich gut geschriebene und erzählte Geschichte es schafft, Leser zu begeistern. Leser haben offenbar ganz unterschiedliche Kriterien. Ein wichtiges ist das inhaltliche Interesse an einem Thema.

In den vergangenen Jahrzehnten wurde vor allem bei Magazinen häufig eine sehr besondere Form der Reportage kultiviert. Sie sollte »möglichst nah dran« sein, einer klaren Dramaturgie mit ausgesuchten, ins Drehbuch passenden Protagonisten folgen,

die »gecastet« wurden, »Kino im Kopf« erzeugen, das Leben in einer »nutshell« zusammengeschrumpft erzählen, und das Ganze mit frischem Blick. Generationen junger Journalisten wurden in dieser Erzählform ausgebildet. Die Reportage wurde zur »Königsdisziplin« erklärt. Journalistenschüler lernten, Szenerien auszu-leuchten, ihre Protagonisten zu formen, Widersprüchliches und Sperriges wegzulassen, schwarz-weiß zu erzählen, Grautöne zu meiden, die Wirklichkeit der Dramaturgie unterzuordnen, Geschichten rund zu machen.

Diesen Auszubildenden hat vermutlich niemand gesagt, sie sollten fälschen oder erfinden. Doch vom »Verdichten« zum »Dichten« ist es eben – legt man es darauf an – nur ein kleiner Schritt. Und wenn der besondere Plot und die außergewöhnlichen Protagonisten erwartet und dann prämiert werden, ist die Versuchung für die Schreiber groß, von der Wirklichkeit abzuweichen, sie zu dehnen oder zu verschönern. Der Blick derer, die in der Redaktion des SPIEGEL redigieren und für die Plausibilität eines Textes verantwortlich sind, orientiert sich aber offenbar immer wieder am schön geschriebenen Text, an der besonderen Story. Manche Verantwortlichen fragten nicht in erster Linie, ob eine Geschichte stimmt, sondern ob sie schön geschrieben und toll komponiert ist: Ullrich Fichtner am 19.12.2018 auf SPIEGEL ONLINE: »Als Redakteur, als Ressortleiter, der solche Texte frisch bekommt, spürt man zuerst nicht Zweifel nach, sondern freut sich über die gute Ware. Es geht um eine Beurteilung nach handwerklichen Kriterien, um Dramaturgie, um stimmige Sprachbilder. Es geht nicht um die Frage: Stimmt das alles überhaupt.«

Die Erzählweise, die in Reportageseminaren, zum Beispiel dem des »Reporterforums«, gelehrt wurde und wird, bedient sich dabei aus dem Werkzeugkasten des Films, der Comics und der Literatur, also der Fiktion. Zitiert wird immer wieder der britische Literaturwissenschaftler, Romanautor und Essayist E. M. Forster und sein berühmter Beispielsatz: The king died, and then the queen died. Dies, so Foster sinngemäß, sei eine Story. Erst der Satz: The king died, and then the queen died of grief, mache daraus einen Plot.

Das macht das Problem und die Grenzen dieser Methodik für Journalismus sehr deutlich. Im Journalismus wird es schwer sein, immer die Gründe oder Ursachen eines Todes zu ermitteln. Vielleicht hatte die Königin eine Lungenentzündung, hat sich umgebracht oder wurde vergiftet. Vieles ist denkbar. Journalisten müssen oft schreiben: The king died, and then the queen died, and we don't know why.

Besonders gefährdet und anfällig für Ausschmückungen und Fehleinschätzun-

gen scheint die Form der »szenischen Rekonstruktion«, wie sie im SPIEGEL auch in den szenischen Einstiegen häufig genutzt wird. Hier werden nicht nur Ereignisse rekonstruiert, es werden auch Gedanken und Gefühle nachempfunden. Der Reporter schaut in den Kopf seines Protagonisten, versetzt sich in seine Gefühls- und Gedankenwelt hinein. Die Form der szenischen Rekonstruktion, oft als Einstieg benutzt, ist also vom Grunde her eine »Erfindung«. Denn selbst wenn alles recherchiert ist, so wurde es mehrfach gefiltert. Von demjenigen, der es erzählt, und dann ein zweites Mal im Kopf des Reporters. Von Authentizität, die die Stilform der Reportage suggeriert, ist man dann weit entfernt. Der Reporter ist der Interpretation seiner Informanten ausgeliefert. Je nach Recherchemöglichkeit bekommt er nur die Auskünfte, die in das von den Informanten gewünschte Bild passen. Er macht sich damit zum Komplizen der Interessen des Protagonisten.

Es gibt natürlich gelungene Beispiele von szenischen Einstiegen. Zum Beispiel der Anfang einer Geschichte über die SPD (SPIEGEL 4/2019). Er erzählt eine Begebenheit zwischen dem niedersächsischen Ministerpräsidenten Stephan Weil und einer Besucherin eines Parteikonvents, die ihn fragt: »Kannst du bitte unsere Partei retten und den Vorsitz übernehmen? Weil stockt kurz. Die Frage ist schmeichelhaft, aber auch gefährlich, ein Reporter steht daneben, er sollte jetzt dringend etwas Unverfängliches sagen.« Es gelingt dem Autor nicht nur, diese Szene gut zu beschreiben, sondern auch noch sich selbst als Beobachter und damit Teilhabender zu reflektieren.

Relotius hat die Form der erzählerischen Reportage zu scheinbarer Meisterschaft gebracht. Er lieferte in Serie buchstäblich ungläubliche, märchenhafte Geschichten und erzählte unfassbare Schicksale. Glänzend geschrieben, außergewöhnliche Story, passendes Weltbild, preisverdächtig. Die Geschichten von Relotius passten offenbar in vielerlei Hinsicht perfekt in die Erwartungshaltung der Redaktion. Anders ist es nicht zu erklären, dass die kritische Distanz zu Autor und Text – Grundvoraussetzung für die Beurteilung eines Textes, auch seines Wahrheitsgehalts, – verloren ging. Die Frage »Kann das sein?« hat niemand gestellt. Georg Mascolo, Ex-Chefredakteur des SPIEGEL, schrieb kürzlich nach der Aufdeckung des Falls Relotius selbstkritisch in einem Text: »Waren wir blind, waren wir, war ich zu begeistert von allzu perfekten Texten?«

Jurys der kleinen und großen Journalistenpreise haben Relotius mit Auszeichnungen überhäuft (Relotius gewann allein viermal den »Reporterpreis«, insgesamt wurde

er circa 40-mal ausgezeichnet). Die Reden der Laudatoren lesen sich heute wie Real satire. Alle waren von der angeblich brillanten Schreibe, den aufregenden Drehbüchern, den besonderen Protagonisten beeindruckt. Niemand hatte offenbar Zweifel. Bestenfalls gab es gelegentlich, wie in der Nannen-Jury, ein leises Unbehagen an der »zu glatt polierten Geschichte«, von »Kitsch« war die Rede oder von Zweifeln an der Quellenlage. Doch auch diese Zweifel, wie bereits Hinweise von Lesern oder Kollegen zuvor, verpufften.

Innerhalb eines selbstreferenziellen Systems der medialen Blase war niemand in der Lage, das Unwahrscheinliche in Relotius' Texten als Fälschung zu vermuten oder gar zu erkennen.

Was heißt das für den Journalismus, den Reportagejournalismus im Besonderen? Ganz allgemein gesagt: Man kann nicht einfach so weitermachen, wenn klar ist, wie anfällig diese journalistische Form für Betrug ist, wie leicht es für Relotius war, damit durchzukommen. Die Reportage ist eben nicht nur eine Form, und damit unschuldig. Sie verführt zur Fälschung und macht das Aufspüren der Fälschung oder der Verfälschung schwer. In der Reportage liegt also eine Gefahr, die umso größer ist, je weiter weg ihre Handlung spielt.

Darüber nachzudenken ist eine Aufgabe für jede Redaktion, jeden Kollegen, der als »Erstleser« einen Text auf den Tisch bekommt, für alle Reporterfabriken, für die Journalistenschulen.

Allerdings ist diese Selbstreflexion überfällig und wäre auch ohne den Fälscher Relotius nötig. Der Journalismus, nicht nur der erzählerische Journalismus, hätte sich in der digitalen Welt schon längst verändern müssen.

In Zeiten der weltweiten Beunruhigung suchen die Menschen nach Orientierung. Aufgabe von Journalismus in der Demokratie ist es, den Bürgern dabei zu helfen, sich ein Urteil zu bilden und Entscheidungen zu treffen. Dafür bedarf es der Information und Aufklärung. Zusammenhänge müssen aufgezeigt, Hintergründe und historische Entwicklungen erklärt werden. Wenn Öffentlichkeit, der Austausch von Argumenten, das Ringen um Positionen

**Journalisten
müssen damit
rechnen, dass Nutzer
heute informierter
sind als früher.**

eine notwendige Voraussetzung für Demokratie ist, so darf sie nicht den Desinformatoren überlassen werden. Wenn Populisten versuchen, die öffentliche Debatte zu okkupieren, muss Journalismus eine Alternative anbieten, also antipopulistisch sein. Wenn Information, Desinformation, Meinung, Urteil und Vorurteil immer nur einen Klick weit auseinander liegen, dann müssen wir Journalisten uns fragen, wie sich Journalismus kenntlich macht und davon abgrenzt. Bislang beklagen wir zwar diese Verrohung, schauen ihr aber tatenlos zu. Wir schreiben unsere Texte, als wäre nichts passiert. Im besten Fall in guter handwerklicher Qualität.

Journalisten müssen damit rechnen, dass Nutzer heute informierter sind als früher. Noch nie war es so leicht, sich weltweit Informationen zu verschaffen. Gleichzeitig sind die Menschen desinformierter als früher, weil sie einer Fülle von nicht überprüften, nicht recherchierten Informationen ausgesetzt sind. Guter Journalismus muss im konstruktiven Sinn verunsichern. Nicht mit donnernden Meinungen, sondern mit dem starken Argument. Das Sowohl-als-auch – oft als Beliebigkeit missbilligt – ist die Voraussetzung für die Eröffnung eines gesellschaftlichen Dialogs. Wenn Journalismus nicht zuhört, verschiedene Meinungen nicht anerkennt, unterschiedliche Lösungswege für Probleme nicht selbst aufzeigt oder mindestens gelten lässt, wird er Teil des Problems.

Bei der Suche nach Wegen für einen glaubwürdigen Journalismus, auch den Reportagejournalismus, in Zeiten der digitalen Desinformation, geht es um Wahrheithaftigkeit, um Information und um Transparenz.

Wahrhaftigkeit: Die erste Frage an einen Text muss immer lauten: Stimmt das? Ist es plausibel? Kann das sein?

Wenn etwas nicht stimmt, ist es kein Journalismus. Wenn etwas nicht stimmt, oder nicht genau so stimmt, begibt sich der Journalist in den Graubereich der Inszenierung und Erfindung. Sprachliche Ausschmückung von Szenen oder die Illumination von Orten, Verhältnissen, Gedanken und Beziehungen verwischen die Grenze zur Literatur. Die Reportage ist dort das richtige Genre, wo es für den Reporter viel zu sehen und zu erkunden gibt, wo er teilhaben kann an Ereignissen und Gesprächen. Jedes Adjektiv birgt die Gefahr einer subjektiven Interpretation und öffnet die Tür zur Erfindung.

Das heißt auch, alles ist unzulässig, was nur im Kopf des Journalisten existiert. Die Dramaturgie einer Geschichte – und natürlich muss ein Text eine Dramaturgie haben – muss der Wirklichkeit folgen. Widersprüchliches gehört zur Wirklichkeit und macht einen Text nicht unrund, sondern interessant.

Information: Mehr denn je braucht diese Welt Information, Analyse, Wissen, Erkenntnis. Es mag zu anderen Zeiten richtig gewesen sein, die Menschen in erster Linie zu packen, sie anzurühren, sie emotional abzuholen. Es mag richtig gewesen sein, mit unverbrautem frischem Blick auf eine unbekannte Wirklichkeit zu schauen, um zu staunen oder Menschen aufzurütteln. Auch der »Thesjournalismus«, der viel verbrannte Erde bei denjenigen hinterließ, die anderer Meinung waren, hatte einst Konjunktur. Egal. Vergangene. Diese Zeiten sind vorbei. Weg mit den Ausrufezeichen. Die täglich konsumierten Mitteilungen in den sozialen Medien sind voll von Emotion, von Hass, Überschwang, Blödsinn, Vorurteilen, Behauptungen, Verschwörungstheorien. Wir können das nicht toppen. Wir müssen es unterbieten. Dafür bedarf es auch des Mutes zum Nichtwissen. Die Sätze »Ich weiß es nicht« oder »Wir wissen es noch nicht« sollten zu den Standardsätzen einer Redaktion gehören. Erfreulicherweise hat sich im Onlinejournalismus das Genre »Was wir wissen und was wir noch nicht wissen« eingebürgert und wird gepflegt.

Gerade im SPIEGEL, von dem die Leser Aufklärung und Aufdeckung erwarten, von dem sie wollen, dass er nichts glaubt und alles prüft, ist die Art erzählte Geschichte überholt, die in erster Linie auf Emotion und dem sogenannten frischen Blick basiert. Der unbelastete Reporter, der in ein fremdes Land fährt, mit fremder Kultur und einer Sprache, die er nicht versteht, der in jeglicher Hinsicht auf Übersetzer angewiesen ist, wird wahrscheinlich nichts sehen, was er sich nicht schon vorgestellt hat. Er wird im schlechtesten Fall seine Vorurteile reproduzieren.

Ein Text, der ausschließlich aus subjektiven Beobachtungen und Beschreibungen beruht, hilft in dieser Zeit des Anschauungsdurcheinander nicht weiter.

Transparenz: Ein Text ohne Quellenangabe ist kein Journalismus. Es reicht nicht, wenn der Reporter weiß, dass die Geschichte stimmt, der Leser muss es nachvollziehen können. Er muss wissen können, nicht glauben müssen. Es ist falsch, vom Leser zu fordern, er müsse Vertrauen haben. Der Leser muss im Gegenteil gar kein Vertrauen haben, der Journalist muss ihm mit jedem Text beweisen, dass die Sachverhalte stimmen und das Thema relevant ist. Das geht nur, wenn man die Quellen offenlegt und Recherchewege transparent macht. Dies würde dem Leser die Anstrengung und den Aufwand verdeutlichen, den die Redaktion, der Reporter unternommen hat, um die Geschichte und die Informationen zu recherchieren. Vielleicht würde dies – sozusagen als Beifang – auch die Wertigkeit der journalistischen Arbeit verdeutlichen. Leser würden besser verstehen,

wie aufwendig, wie sorgfältig, wie ausführlich unsere Recherchen sind.

Der Druck der Journalistenpreise

Kein anderes SPIEGEL-Ressort wird auch nur annähernd so oft mit Journalistenpreisen ausgezeichnet wie das Gesellschaftsressort, und im Ressort entsteht entsprechender Druck auf junge Kollegen. Einer sagt, zwei Ressortleiter hätten ihm vor Jahren vorgeworfen, seine Geschichten seien zwar gut, doch sie würden keine Preise gewinnen: »Aber darum geht es nun mal in unserem Ressort«, habe einer der Ressortleiter gesagt.

Die ehemalige stellvertretende Chefredakteurin Susanne Beyer bestätigte im Gespräch mit der Kommission, dass von der Chefredaktion Journalistenpreise ausdrücklich gewünscht worden seien. Besonders auf das Gesellschaftsressort habe es dabei erheblichen Druck gegeben. Das sei auch ein Grund gewesen, warum Klaus Brinkbäumer den Vertrag von Matthias Geyer als Ressortleiter des Gesellschaftsressorts nur für ein Jahr habe verlängern wollen – weil da nicht mehr so viele Preise gekommen seien.

Brinkbäumer sagte der Kommission: »Nein, das stimmt so nicht.« Er begründete die Überlegungen zur Auflösung des Ressorts damit, dass die Gesellschaft »zu viel über einsame Straßen in Afghanistan und zu wenig über in Deutschland relevante Themen schrieb«. Außerdem habe das Ressort seinen Auftrag, »Smarter living«-Themen umzusetzen, nur halbherzig angegangen. Man habe nie Preise gezahlt, jedoch habe die »Zeit« 2015/16 weit vorn gelegen; das habe man aber dank des Gesellschaftsressorts in den letzten beiden Jahren drehen können.

Folgt man der Lesart der derzeitigen Kollegen des Gesellschaftsressorts, spielen Preise bei ihrer Arbeit keine Rolle. Es werde nie über Preise geredet, hieß es übereinstimmend während eines Gesprächs mit der Kommission. Wenn man gewinne, freue man sich natürlich, aber meistens gratuliere der Ressortleiter nicht einmal. Allerdings räumte einer der Reporter im Einzelgespräch ein, dass es Relotius ohne seine Preise im Ressort wohl schwerer gehabt hätte.

Das Gesellschaftsressort hat im Haus den Ruf, sich abzuschotten.

Das Gesellschaftsressort als Sonderfall im SPIEGEL

Das Gesellschaftsressort hat im Haus den Ruf, sich abzuschotten, auch gegenüber Kritik. Das erklärt sich zum Teil aus der Gründungsgeschichte. Als das Magazin SPIEGEL REPORTER 2001 wegen ökonomischer Erfolglosigkeit eingestellt wurde, transferierte der damalige Chefredakteur Stefan Aust die gesamte Gruppe unter dem Ressortleiter Cordt Schnibben – Reporter, Dokumentare, Layouter – in das neu gegründete SPIEGEL-Ressort Gesellschaft. Einer, der damals dabei war, nannte es »hineingebombt«. Ullrich Fichtner sagte der Kommission: »Wir sind hier reingekommen wie Israel in die arabischen Gebiete und hatten sofort einen Sechstagekrieg.«

Die Kollegen wollten und sollten mit Unterstützung der Chefredaktion vor allem große Reportagen zu diversen Themen schreiben. Dafür musste das neue Ressort häufig in Themenbereiche vordringen, von denen die Redakteure der Fachressorts oder die Auslandskorrespondenten mehr verstanden oder in denen sie sogar gerade selbst recherchierten. Das führte zu Konflikten, geschürt sicherlich auch von einer Portion Neid wegen der besonderen Arbeitsbedingungen und auch Fähigkeiten vieler Reporter. Auch die Tatsache, dass früher nur wenige Autoren Namenstexte schreiben durften, befeuerte die neidhafte Konkurrenzsituation. Das Gesellschaftsressort galt als »Lieblingsressort der Chefredaktion«. Ein anderer leitender Redakteur sagte der Kommission, Cordt Schnibben habe ein Elitendenken im Ressort geprägt, das von Matthias Geyer weitergepflegt wurde. Der Hass auf das Ressort sei immer größer geworden.

In der Folge führte dies zu einer nunmehr fast 20-jährigen Konfliktsituation zwischen dem Gesellschaftsressort und dem Rest des SPIEGEL. Der Kernvorwurf: Das Ressort sei an Kooperation nicht interessiert und ignoriere die Kompetenz der Fachressorts. Die Reporter hinterließen in den jeweiligen Berichtsgebieten oft verbrannte Erde, weil sie sich nicht um eine dauerhafte Kooperation mit den Informanten vor Ort kümmern müssten. Die Stellung des Gesellschaftsressort war in der Vergangenheit innerhalb des SPIEGEL stark; es agierte stets mit Unterstützung der jeweiligen Chefredaktionen, die Kritik an der Arbeitsweise des Ressorts oder den Texten abgepuffert hat. Das führte dazu, dass Kritik nur noch punktuell oder verhalten geäußert wurde. Viele Redakteure sagten der Kommission, sie würden die Texte des Gesellschaftsressorts nicht mehr lesen. Ein Kollege nannte es einen »Ermüdungsbruch« im Umgang mit dem Gesellschaftsressort.

Die Abschottung des Gesellschaftsressorts zeigt sich auch am Umgang mit Leser-

briefen. Alle Ressorts bekommen Fahnen der Leserbriefseiten in der Regel vorab zur Kenntnis, sofern ihre Geschichten erwähnt werden. Nach Aussagen von Kollegen soll Matthias Geyer mindestens so häufig eingegriffen haben wie alle anderen Ressorts der Hefredaktion zusammen. Manche kritischen Leserbriefe seien dann gar nicht oder kürzer veröffentlicht worden. Matthias Geyer dazu: »Ich habe das Gesellschaftsressort 13 Jahre lang geführt. In dieser Zeit ist es meiner Schätzung nach ein halbes Dutzend Mal dazu gekommen, dass ich in der Leserbriefredaktion angerufen habe. Anlass dafür war jeweils, dass zu bereits veröffentlichten Texten aus meinem Ressort ausschließlich negative Briefe gedruckt werden sollten. Ich habe in diesen Fällen den Kolleginnen und Kollegen aus dem Leserbriefressort lediglich die Frage gestellt, ob tatsächlich kein einziger positiver Brief eingegangen sei, den man zu den negativen Briefen dazustellen könne. Ich habe niemals versucht, einen negativen Leserbrief zu redigieren geschweige denn zu verhindern.«

Auch die Zusammenarbeit des Gesellschaftsressorts mit anderen Ressorts ist ungewöhnlich – etwa beim Umgang mit einem Leiter des DII-Ressorts. Dieser hatte den Eindruck, die Konferenzen im Ressort DII könnten kreativer werden. Deshalb fragte er bei der Gesellschaft an, ob er als Gast an einer dortigen Konferenz teilnehmen dürfe. Die Bitte sei abgelehnt worden.

In der Regel geht es bei Kooperationen um größere Themen und Geschichten, die von Gesellschaftsautoren zusammengeschrieben werden sollen; die Redakteure anderer Ressorts liefern zu. Aber Kooperation ist für das Gesellschaftsressort aus der Sicht der anderen Ressorts für gewöhnlich eine Einbahnstraße. Bitten anderer Ressorts darum, Fahnen von Geschichten aus ihrem Themenbereich vorab zu sehen, werden oft nicht erfüllt. Eine kritisch-fachliche Prüfung von Kollegen ist dadurch nicht möglich.

Die Verantwortlichen und Mitglieder des Gesellschaftsressorts haben diese Kritik gegenüber der Kommission als unzutreffend zurückgewiesen.

Offenbar haben aber trotz ihrer Unterstützung für die Reporter verschiedene Chefredaktionen in den vergangenen zehn Jahren die systemischen Probleme zwischen dem Gesellschaftsressort und dem Rest des SPIEGEL als so gravierend erachtet, dass sie überlegten, die Struktur zu ändern. Der damalige Chefredakteur Klaus Brinkbäumer erzwang sogar eine Auflösung des Ressorts.

Die besondere Rolle der Dokumentation

Jedem Journalisten können Fehler und Ungenauigkeiten unterlaufen, und im SPIEGEL ist es (eine) Aufgabe der Doku-

Die Dokumentare sind nicht nur »Fehlerfinder«, sie sind auch Rechercheure.

mentation, diese Fehler zu beseitigen, bevor die Texte veröffentlicht werden. Damit schützen Dokumentation und Bilddokumentation die journalistische Integrität des SPIEGEL und auch die der Autoren. Sie tun das seit Jahrzehnten mit hoher Zuverlässigkeit. Kein anderes Blatt in Deutschland hat eine auch nur annähernd so große Dokumentation wie der SPIEGEL. Die Dokumentare sind in ihren jeweiligen Bereichen hoch qualifiziert. Sie arbeiten im Idealfall eng mit den Redakteuren zusammen. Am besten bereits beim Entstehen einer Geschichte. Die Dokumentare sind also nicht nur »Fehlerfinder«, sie sind auch Rechercheure. Sie halten dabei stets eine kritische Distanz zu den Redakteuren. Versentlichte Faktenfehler waren nicht das Kernproblem im Fall Claas Relotius: Er hat absichtlich und in erheblichem Umfang gefälscht und erfunden, ähnlich wie Jayson Blair in der »New York Times« oder Tom Kummer in der »Süddeutschen Zeitung«. Relotius hat Redaktion und Dokumentation dabei mit erheblicher Energie und Raffinesse getäuscht und hintergangen.

Die Dokumentation ist in erster Linie für Faktenfehler zuständig. Dennoch kommt die Dok-Leitung schon in einer ersten Analyse im Januar 2019 selbstkritisch zu der Auffassung, dass man bei sehr sorgfältiger Arbeit auch den Fälschungen hätte auf die Spur kommen können. Voraussetzung sei allerdings gewesen, dass eine grundsätzliche Skepsis gegenüber dem von Relotius versicherten Wahrheitsgehalt seiner Reportagen bestanden hätte. Die Kommission spricht sich als Lehre aus dem Fall Relotius dafür aus, die Intensität der Verifikation aller Texte beizubehalten oder im Einzelfall noch zu verstärken.

In der SPIEGEL-Dokumentation arbeiten rund 80 Kollegen, davon rund 50 verifizierende Dokumentare. Sie sind in sogenannte Referate eingeteilt und arbeiten in ihren jeweiligen Fachgebieten. Die Ausnahme bildete das Gesellschaftsressort. Mit der Übernahme des Magazins SPIEGEL REPORTER in den SPIEGEL im Jahr 2001 wurde auch der damalige Dokumentar aus der damals dem Reporter-Magazin zugeordneten Dokumentationsabteilung (mit ihren vorher gut drei Stellen) übernommen. Er war sein eigener Referatslei-

ter, im Ressort arbeitete nur noch eine Halbtagskraft. Der Dokumentar verifiziert seither die Reportagen, egal, in welchen Weltgegenden oder Sachgebieten sie spielen. Diese Sondersituation in der Dokumentation bestand seit Beginn der Übernahme der Reportereinheit.

Alle weiteren Chefredaktionen und Ressortleitungen haben dies nicht infrage gestellt. Genauso wenig wie die Leitung der Dokumentation. Klaus Brinkbäumer etwa bewertet die Konstruktion erst »in der Rückschau« als Fehler. Nach dem Eindruck der Kommission war die Situation im Haus allgemein bekannt.

Diese Schwachstelle wurde vonseiten der Dokumentation unmittelbar nach Bekanntwerden des Falls Relotius beseitigt. Seither werden die Texte aus der Gesellschaft von Fachdokumentaren bearbeitet. Allerdings habe die früher sehr gute Kooperationsbereitschaft innerhalb der Dokumentation nachgelassen, berichtet ein Dokumentar, es werde sehr stark in Referaten gedacht und der Hass auf das Gesellschaftsressort sei sehr groß.

Die Nachverifikation der Texte von Claas Relotius hat eklatante Fehler des für die Gesellschaft zuständigen Dokumentars offenbart. Das gilt selbst dann, wenn man in Rechnung stellt, dass die Verifikationsrichtlinien für die Reportage und einige andere Stilformen, zum Beispiel Kino- und Buchkritiken oder auch die SPIEGEL-Gespräche, weichere Prüfkriterien vorsehen als für Nachrichtentexte oder Ähnliches.

So gilt etwa auch für Orts- und Milieuschilderungen in Reportagen und Korrespondentenberichten ein eingeschränkter Verifikationsaufwand. Trotzdem wurden viele Faktenfehler übersehen, aus deren Summe womöglich eine andere Beurteilung der Texte von Relotius hätte erwachsen können.

Der Dokumentar habe, so die Beobachtung der Dok-Kollegen, nur selten die Expertise der Fachkollegen eingeholt. Sie beobachteten das Phänomen der »weißen«, also sehr leeren Manuskripte, an denen der Dokumentar wenig korrigiert hatte, was sehr unüblich ist. Andere Dokumentare sagten der Kommission, sie hätten Schwierigkeiten mit den Manuskripten ihres Kollegen gehabt, weil es unmöglich gewesen sei zu erkennen, was er mit den Redakteuren schon geklärt hatte; er habe immer sehr viel mündlich besprochen.

Unabhängig von der speziellen Situation im Gesellschaftsressort scheinen einige SPIEGEL-Redakteure zu glauben, dass vor allem Dokumentation und Rechtsabteilung dafür verantwortlich sind, fehlerfreie Texte zu produzieren. Zahlreiche Dokumentare äußerten in Gesprächen mit der Kommission erschreckende Dinge. So wür-

den Redakteure etwas als Tatsache darstellen, obwohl es nur von einem Gesprächspartner gesagt worden sei; aus stilistischen Gründen werde oft unterschlagen, dass die beschriebene Tatsache nur auf einer einzigen Äußerung beruhe. Fakten, die nicht in die Stoßrichtung einer Geschichte passen, würden manchmal einfach weggelassen. Ein anderer Dokumentar schilderte der Kommission, dass »nicht selten« kurz vor Druck Fakten vom Dokumentar so hingebogen werden sollen, dass ein Text »gerade eben nicht mehr falsch ist«, um eine These zu retten, die in einer Konferenz vorgestellt wurde. Ein weiterer Dokumentar sagte der Kommission, es gebe einige Redakteure, die schlampig arbeiten und die Dokumentation nutzen, um schlecht recherchierte Geschichten druckfähig zu bekommen. Und noch ein anderer Dokumentar sagte, dass die meisten Redakteure zwar akribisch arbeiten würden, dass es aber »zwei, drei Leute« gebe, die ohne Dokumentation auf dem Markt keine Chance hätten.

Umgang mit Fehlern

Die Kritik- und Fehlerkultur im Haus ist nicht sehr ausgeprägt. Dazu passt, dass viele Kollegen, die wir für diese Untersuchung gesprochen haben, von der Möglichkeit der Vertraulichkeit Gebrauch gemacht haben. Die theoretische Möglichkeit, dass ein Kritisierte in Zukunft ein Vorgesetzter sein könnte, hat bei vielen Gesprächspartnern Ängste ausgelöst.

Die Meinung darüber, ob Fehler in Texten im Nachhinein korrigiert werden sollen, gehen weit auseinander. Im Gegensatz zu SPIEGEL ONLINE, wo sich klare Regeln zum Umgang mit Fehlern entwickelt haben, gilt das fürs Heft nicht. Es existiert sowohl die Auffassung, Fehler sollten gar nicht erwähnt werden, als auch, jeder Fehler sollte korrigiert werden.

Fehler in der konkreten Arbeit müssen aber – klaren Regeln folgend – sanktioniert werden und Konsequenzen haben. Die Tatsache, dass dies in der Vergangenheit selten bis nicht passiert ist, führt zu falscher gegenseitiger »Toleranz«. Im schlimmsten Fall zum Nichterkennen eines Fälschers.

Zwei Kontrollinstanzen sind für eine gute Fehlerkultur entscheidend. Die eine sind die Kollegen (Journalisten, Dokumentare, Fotografen, Juristen der Rechtsabteilung), die andere die Leser.

Redakteure, Dokumentare, Fotografen, Ressortleiter und die Rechtsabteilung müssen ermutigt werden, Zweifel an Texten oder an der Qualität der Arbeit von Kollegen zu äußern.

Ein Dokumentar sagte der Kommission, es sei unüblich, schlampige Kollegen zu verpetzen. Eigentlich müsse man die

Ein Dokumentar sagte, es sei unüblich, schlampige Kollegen zu verpetzen.

dem Ressortleiter melden, aber das mache niemand. Der Kommission begegnete immer wieder der Satz: »Ich möchte niemanden anschwärzen.« Oder: »Ich möchte meinen Kollegen nicht misstrauen.« Darin liegt ein grundlegendes Missverständnis. Es geht nicht um Anschwärzen oder Misstrauen. Es geht um Qualitätskontrolle. Einzig die Tatsache, dass ein schlechter oder falscher Text oft keinen direkten Schaden anrichtet, kann kein Grund dafür sein, keine Qualitätskontrolle vorzunehmen. Für diese Qualitätskontrolle sind Redaktion, Dokumentation und Justizariat gleichermaßen zuständig und verantwortlich.

Der Umgang mit Leserbriefen

Leserbriefe gehen – wenn sie nicht an den Autor eines Textes direkt gerichtet sind – bei der SPIEGEL-Tochterfirma Quality Service in der Abteilung Lesermarkt ein. Diese stelle alle Briefe, die sich auf Artikel oder andere redaktionelle Inhalte beziehen, ins Intranet. Dort können sie theoretisch von jedem Redakteur eingesehen werden.

Die Leserbriefredaktion liest dann alle Briefe, wählt die interessant erscheinenden aus, extrahiert Stellen, die zur Veröffentlichung geeignet sind, redigiert und erstellt daraus die Manuskripte. Briefe, in denen mit Abo-Kündigung gedroht wird, werden markiert, damit die Abteilung Lesermarkt sich um die Zurückgewinnung kümmert. Briefe, die Hinweise auf Fehler in SPIEGEL-Artikeln enthalten, werden ebenfalls markiert, damit die stellvertretende Dokumentationsleitung sie prüft, beantwortet und entscheidet, ob ein Korrekturkasten abgedruckt werden soll. Briefe, die vom Autor des jeweiligen Textes beantwortet werden sollen, markiert die Leserbriefredaktion zur Weiterleitung. Andere beantwortet sie selbst. Die Manuskripte gehen an den zuständigen Ressortleiter DII. Der Kollege bearbeitet sie und befördert sie zur Fahne.

Damit gehen die Texte in den Umlauf – an die Ressortleiter der von den jeweiligen Leserbriefen betroffenen Ressorts, die Dokumentare, die die betreffenden Artikel geprüft hatten, die Autoren der

Artikel und die Chefredaktion, bevor sie (mit eventuellen Änderungen versehen) wieder bei der Leserbriefredaktion landen, die mit dem Layout zusammen dann die Seite baut. Hat ein Ressort Änderungswünsche, wendet es sich damit an die Leserbriefredaktion, im Konfliktfall entscheidet die Ressortleitung DII. Die fertige Seite wird vom Ressortleiter DII geprüft und danach als Ressortseite ausgegeben.

Grundsätzlich gilt, dass Leserbriefe beantwortet werden müssen. Dies geschieht durch die Leserbriefredaktion, die Autoren oder durch die Dokumentation. Ob alle Leserbriefe beantwortet werden, wird nicht nachgehalten. Die Kommission hat im Laufe der Aufklärungsarbeit einige Beispiele von verärgerten Lesern gefunden, die zum Teil auf mehrere Briefe zum selben Thema über Jahre hinweg keine Antwort erhalten haben.

Ein besonderes Problem stellen Briefe dar, die per E-Mail direkt an den Autor gehen. Dies hat es Relotius ermöglicht, mindestens eine kritische Leserin (Text zur Todesstrafe, »Die letzte Zeugin«) abzuwimmeln. Ihre Einwände zu dem Text haben nach ihren eigenen Angaben weder die Ressortleitung noch die Leserbriefredaktion erreicht.

V. Weitere Fälle

Zunächst die gute Nachricht: Die Kommission hat beim SPIEGEL keinen weiteren Claas Relotius gefunden. Das bedeutet aber leider nicht, dass es keine anderen Fälschungen gab.

Fälschungen

Auf hoher See

Im Januar 2019 flog beim Magazin der »Süddeutschen Zeitung« ein Autor mit einer erfundenen Geschichte auf – allerdings vor dem Druck. Der Autor hat zwischen 2006 und 2008 auch für den SPIEGEL und SPIEGEL ONLINE geschrieben. Insgesamt 43 Texte; die meisten in Kooperation mit »11 Freunde«. Eine Überprüfung ergab, dass die meisten Texte – von kleineren Ungenauigkeiten abgesehen – in Ordnung sind.

Zwei Geschichten wurden aber massiv verfälscht: »Flankenläufe auf hoher See« (SPIEGEL ONLINE, 29.9.2010) ist in weiten Teilen aus einer alten SPIEGEL-Geschichte (»Fußball auf hoher See«, 8.1.1958) abgekupfert und in Teilen verändert worden: Aus schwedischen Schiffen wurden norwegische, aus einer schwedischen Zeitung eine norwegische, Details wurden dazuerfunden.

Im August 2018 beschrieb der derselbe Autor im SPIEGEL, wie er an einem schönen Sommertag ein verirrtes Mädchen

nach Hause begleitet und sich angesichts der Debatten über Kindesmissbrauch fühlt wie ein Verbrecher («Kennst du den?«, SPIEGEL 33/2018.) Die Geschichte war (ohne Kenntnis der SPIEGEL-Redaktion) bereits in kürzerer Form im »Tagesspiegel« erschienen – im Dezember 2015. Das Mädchen trug damals allerdings einen anderen Namen und den Witterungsbedingungen entsprechend eine Daunenjacke und eine vom Weinen beschlagene Brille. Auch in weiteren Details stimmten die Texte nicht überein.

Noch mehr Fälscher?

Weitere Fälle bewusster Fälschungen hat die Kommission bislang nicht gefunden. Die Kommission hat sich aber vorrangig um die Aufklärung der Relotius-Affäre bemüht; so gibt es etwa noch Hinweise zu SPIEGEL-Texten aus den Fünfzigerjahren, denen nachgegangen werden sollte. Die Arbeit muss in diesem Punkt weitergehen.

Journalistische Unsauberkeiten

Allerdings hat die Kommission im Lauf der vergangenen Monate etliche Hinweise erhalten (von außen und aus dem Kollegenkreis), dass manche SPIEGEL-Kollegen in ihren Texten nicht immer journalistisch korrekt arbeiten. Es handelt sich dabei ausdrücklich *nicht* um Fälschungen, sondern in der Regel um Verfälschungen. Die Vorwürfe zielen auf Abweichungen vom SPIEGEL-Grundsatz: »Sagen, was ist«. Es geht meist darum, dass Tatsachen nicht korrekt oder nicht vollständig dargestellt wurden; entweder aus dramaturgischen Gründen, weil sich eine Geschichte geschmeidiger erzählen lässt, wenn man beim Beschreiben nicht ausschließlich an Fakten gebunden ist, oder aus weltanschaulichen Gründen, weil sich eine Geschichte stringenter erzählen lässt, wenn man widersprüchliche Fakten weglässt. Die Kommission hat bei ihren vielen Gesprächen mit Redakteuren, Dokumentaren und Justizaren den Eindruck gewonnen, dass es sich hier nicht nur um gelegentliche Ausreißer handelt, sondern zum Teil um unterschiedliche Auffassungen davon, was in einem journalistischen Text noch zulässig ist und was nicht. Daher hat die Kommission einige exemplarische Beispiele ausgewählt, an denen sich zeigen lässt, dass es auch abseits vom Fall des Claas Relotius Veränderungsbedarf im Haus gibt.

Die Kommission stellt aufgrund ihrer langjährigen Berufserfahrung in unterschiedlichen Medien ausdrücklich fest, dass solche oder ähnlich gelagerte Fälle auch in anderen journalistischen Publika-

tionen zu finden sind, mithin also kein reines »SPIEGEL-Problem« vorliegt.

Es folgen zunächst drei Fälle, in denen an Manipulationen aus dramaturgischen Gründen gedacht werden könnte.

Manipulationen aus dramaturgischen Gründen

»Asadullahs Spiel«

Ein Text über den ersten afghanischen Fußball-Cup in Kabul schildert zunächst eine Hinrichtung aus dem Jahr 1999, als Taliban auf dem Rasen des Ghazi-Stadions vor Publikum eine Frau töteten, und danach ein Fußballspiel am selben Ort – im Jahr 2012. Die Einstiegsszene beschwört die Symbolkraft der Veränderung: damals Exekution, heute Friedensprojekt, im selben Stadion. »Dasselbe Stadion, dasselbe Feld, gedacht für dasselbe Spiel. Damals Tod, heute unbändiges Leben«, so heißt es im dritten Absatz des Textes. Die Spiele der Afghan Premier League fanden jedoch nicht im Ghazi-Stadion statt, sondern im benachbarten AFF-Stadion, das der Autor als Teil derselben Sportstätte wahrnahm. Eine Leserin, die Kontakt zu afghanischen Journalisten hat, machte den Autor nach Erscheinen des Artikels darauf aufmerksam, dass es sich um zwei unterschiedliche Stadien handelt. Sie liegen etwa 750 Meter auseinander.

Der Autor schreibt, alle, mit denen er vor Ort zu tun gehabt habe, hätten die ganze Anlage »Ghazi« genannt, also den Platz daneben in die Bezeichnung mit einbezogen. Bei den beiden Szenen, die er am Anfang des Textes parallel beschrieben habe, sei er von einer »bedeutungsmäßigen Einheit des Ortes« ausgegangen, so wie man »Wimbledon« sage, auch wenn auf verschiedenen Feldern gespielt werde.

»Ich bin Tatumca. Punkt«

Aus dramaturgischen Gründen kann aber nicht nur bei Ortsbeschreibungen gemogelt werden, sondern auch bei der zeitlichen Abfolge von Ereignissen: Vor einigen Jahren erschien eine Reportage voller abenteuerlicher Details. Der Kollege beschrieb die Suche nach einem verrückten Deutschen, der sich Tatumca nennt und an-

geblich seit Jahrzehnten im Dschungel als Häuptling eines Indianerstammes lebte. Diese Suche bildete den Plot der Geschichte. Der Autor traf den Menschen am Ende der Reise durch Zufall in einem Einkaufszentrum. In Wahrheit hatte die Zufallsbegegnung jedoch schon vor der abenteuerlichen Suche stattgefunden. Der Autor schildert es so: »Wir flogen zusammen nach Manaus, ohne Kontakt mit Tatumca aufgenommen zu haben. Die Reise und die Suche sollten das Thema sein. Der Koffer des mitgereisten Fotografen ging verloren, und er wollte sich neue Kleider im benachbarten Shoppingcenter kaufen. Dort saßen Tatumca und seine Frau und tranken Tee.« Die in der Reportage geschilderte Begegnung war ein zweites Treffen am Ende der Reise. Der Autor zur Kommission: »Für die Geschichte habe ich mit der Reise angefangen und die zweite Begegnung ans Ende gesetzt. Das Überraschungstreffen am ersten Tag habe ich nicht aufgenommen.«

Beide Begegnungen waren also echt, keine gefälscht – es wurde lediglich die erste weggelassen. Hätte der Autor sie erwähnt, wäre die Suche allerdings keine richtige Suche mehr gewesen. Der Plot hätte nicht mehr funktioniert.

»Schlangen und Gespenster«

Manche Autoren entwickeln bei der Gestaltung der Dramaturgie große Kunstfertigkeit, etwa im Text »Schlangen und Gespenster« aus dem Jahr 2004:

»Als Martin Walser das Gerücht hört, dass er den Nobelpreis für Literatur nicht gewonnen hat, erstarrt er für einen langen Augenblick. Sein Gesicht wird zu Marmor, glatt, reglos, undurchdringlich. Er schweigt, dann sieht es so aus, als richte er ein paar Worte an sich selbst. Er nickt.

Elfriede Jelinek hat gewonnen, eine Österreicherin, eine Frau, die Deutsch schreibt. Günter Grass 1999 und Jelinek 2004, in den nächsten Jahren wird kein deutschsprachiger Autor den Nobelpreis gewinnen, und Walser ist 77.«

Martin Walser schickte nach Erscheinen des Artikels einen ungehaltenen Leserbrief mit der Überschrift »Auch das Unwichtige darf wahr sein«: Er habe erst deutlich nach seinem Gespräch mit dem SPIEGEL von der Preisentscheidung für die Konkurrentin erfahren. Der SPIEGEL-Kollege sei also keineswegs in dem Moment dabei gewesen. »Diese Tragödienmimik, die mir der SPIEGEL-Kollege in mein brav bleibendes Gesicht inszeniert, kommt mir erfunden vor«, schreibt Walser.

Auf Anfrage der Kommission antwortet der Redakteur, Walser habe tatsächlich nicht durch ihn davon erfahren, dass Jelinek den Nobelpreis gewonnen habe. Das habe er aber auch in seinem Text nicht geschrieben. Im ersten Absatz werde aus-

Manche Autoren entwickeln bei der Gestaltung der Dramaturgie große Kunstfertigkeit.

schließlich und korrekt geschildert, wie Walser auf das Gerücht reagierte, jemand anderes habe gewonnen. Der Name der Konkurrentin werde hingegen erst im zweiten Absatz genannt.

Das stimmt zwar, ist aber offenbar für den Leser nicht leicht durchschaubar, nicht einmal wenn der Leser (wie in diesem Fall Martin Walser) selbst dabei gewesen ist. Und dem Autor ist das offenbar auch bewusst; er schreibt in seiner Antwort: »Das ist etwas kompliziert, vielleicht auch etwas krumm, aber falsch ist hier nichts.«

Es gibt daneben auch Beispiele für Ungenauigkeiten, bei denen nicht dramaturgische, sondern weltanschauliche Motive unterstellt werden könnten.

Manipulationen aus weltanschaulichen Gründen

»Lasst es krachen«

In einer Titelgeschichte über den G-20-Gipfel in Hamburg sprach der Autor mit der Mutter eines in Genua getöteten Demonstranten über die Krawalle am 7. Juli 2017. Über die Frau heißt es: »Sie selbst marschierte nicht mit, dafür sei sie zu alt. Aber sie kam als Cassandra, als friedvolle Warnerin, sie sah den Rauch, den Tumult, die Einsatzwagen aus sicherer Entfernung von ihrem Hotelzimmer am Hamburger Hauptbahnhof aus.« Das stimmt so nicht: Am 5. Juli hatte die Frau eine Demonstration angeführt. Während der Krawalle am 7. Juli war sie aber schon wieder zurück in Genua und konnte von dort keinen Rauch im Schanzenviertel sehen, wie sie dem Medienmagazin »Journalist« sagte. Doch selbst wenn sie noch in Hamburg gewesen wäre, hätte sie von ihrem Hotelfenster nichts gesehen. Dem Medienmagazin »Meedia« sagte sie, ihr Zimmer im Europäischen Hof habe nach hinten gelegen, zu einem geschlossenen Innenhof. Der Medienunternehmer Frank Otto sagte gegenüber »Meedia«: »Frau Giuliani wurde hier in ein sehr komisches Licht gerückt. Gerade so, als wäre sie eine Krawalltouristin, dabei kam sie als eine Mahnerin. Es wäre auch nicht schwer gewesen, sie anzusprechen, sie war ja für mehrere Tage in Hamburg und hat auch an Demonstrationen teilgenommen. Das wird nur vom SPIEGEL ganz anders dargestellt.« Der SPIEGEL verwies damals auf telefonische Aussagen der Frau, die missverständlich gewesen seien.

»Donald Trump: Ratloser Präsident«

In einem anderen Fall berichtete ein Autor auf SPIEGEL ONLINE über eine Wissenschaftskonferenz in den USA und beginnt seinen Text so:

Es sollte klar sein, woher die Informationen stammen, die der Autor verwendet.

»In den Blicken, die John Holdren an diesem frühen Morgen aus dem Publikum zugeworfen werden, war so manchem die Sehnsucht anzumerken. Eine Sehnsucht nach einer anderen, besseren Zeit vielleicht, in der die Meinung der Wissenschaft wieder eine größere Rolle spielt.

Der riesige Saal des Austin Convention Center ist rappellvoll. Und das am Morgen um acht Uhr, am vierten Tag der AAAS, der größten Wissenschaftskonferenz der Welt, wo sich bei dem ein oder anderen der knapp 10 000 Teilnehmer vielleicht schon etwas Müdigkeit bemerkbar macht. Doch für John Holdren sind sie alle gekommen. Denn der hagere Mann mit Vollbart berichtet von früher, als die Präsidenten der Vereinigten Staaten regelmäßig seinen Rat gesucht hatten.«

Ein Teilnehmer hatte die Veranstaltung anders wahrgenommen und verwies auf ein Foto, das er von seinem Platz in der letzten Reihe des Saals aufgenommen habe. Er schreibt: »Der Veranstaltungsraum war einer der kleinen im Konferenzzentrum. Zudem wurde noch vorn mit runden Tischen die Anzahl der Plätze reduziert. Trotzdem war es keineswegs rappellvoll. Es waren keine 10 000 Teilnehmer zu John Holdren gekommen, sondern allenfalls 250.«

Der Teilnehmer unterstellt, der Autor habe die Veranstaltung absichtlich falsch beschrieben, weil er sich aus weltanschaulichen Gründen gewünscht hätte, dass gerade bei diesem speziellen Redner mehr Zuhörer gekommen wären. »Ihr Reporter war da. Die Zitate stimmen. Aber warum werden die Leser so in die Irre geführt? Es gab keinen Massenaufstand der Wissenschaftler gegen Trump. Musste die Geschichte unbedingt so aufgepumpt werden? Hier wurde nicht gesagt, was ist.«

Der Autor des Textes erklärte gegenüber der Kommission, den Einstieg nicht aus politischen Gründen so formuliert zu haben; er habe lediglich deutlich machen wollen, dass die Konferenz im Vergleich zu anderen Veranstaltungen an diesem Tag sehr gut besucht worden sei.

Sonderfall »Szenische Rekonstruktion«

Immer wieder stören sich Leser an der im SPIEGEL noch gelegentlich auftauchenden

szenischen Rekonstruktion von Ereignissen ohne Quellenangabe. Seit der berühmten Schilderung der Spielzeugeisenbahn im Keller Horst Seehofers sollte eigentlich klar sein, dass bei szenischen Rekonstruktionen deutlich gemacht wird, woher die Informationen stammen, die der Autor verwendet. Trotzdem unterbleibt das immer wieder:

So beginnt etwa das Porträt eines italienischen Spitzenkochs mit der Beschreibung einer sehr persönlichen Szene:

»Ein Tag im Leben von Massimo Bottura beginnt mit Billie Holiday. Oder mit Miles Davis oder mit Thelonious Monk. Bottura liegt im Bett, drückt eine Taste und wird langsam wach. Er fährt hoch, beginnt zu denken, hinten im Kopf spielt immer der Jazz. Bottura brabbelt vor sich hin, und wenn der Gedanke reif ist, schreit er ihn hinaus.«

Keine Quelle, aber Eindrücke aus dem Hinterkopf der Hauptperson. Ein Leser schrieb, er müsse davon ausgehen, dass der Autor bei Bottura am Bett gesessen und die Szene beobachtet habe; allerdings könne er sich das kaum vorstellen. »Sollte sich Ihr Autor diese Szene nur ausgedacht haben oder sie vom Hörensagen schildern, halte ich dies für unzulässig (siehe Seehofers Spielzeugeisenbahn [...]) und journalistisch unseriös.«

Der zuständige Ressortleiter antwortete dem Leser: »Unser Autor hat sich die fragliche Szene von Massimo Bottura schildern lassen. Ich kann verstehen, dass Sie sich angesichts der Vorwürfe gegen Claas Relotius auch an einer derartigen Szene stoßen, halte sie aber journalistisch für vertretbar. Trotzdem stimme ich Ihnen insofern gern zu, als dass tatsächlich klarer gewesen wäre, wenn wir an einer Stelle klargemacht hätten, dass wir Botturas Schilderung folgen.«

VI. Veränderungsvorschläge der Kommission

Journalistische Standards

Für Recherchen, Reportagen und andere Texte bedarf es der Vergewisserung über bewährte Standards und der Neujustierung. Derzeit tagen im Haus unter dem Titel »SPIEGEL-Werkstatt« verschiedene Arbeitsgruppen, die sich mit der Fortentwicklung von Erzählstandards, Recherche-standards und Verifikationsregeln beschäftigen.

Die Vorschläge der Kommission beziehen sich allein auf die Verhinderung von Fälschungen und Verfälschungen. Aus den beschriebenen systemischen Problemen, die dem Fälscher Relotius

ein Umfeld ermöglichen, ergeben sich aus Sicht der Kommission folgende Standards:

1. Die Geschichte muss stimmen. Verantwortlich dafür ist die Redaktion.
2. Stimmen heißt nicht nur, dass die Fakten richtig sind, dass es die Personen gibt, dass die Orte authentisch sind. Der Text muss in Dramaturgie und Ablauf die Wirklichkeit wiedergeben.
3. Wesentliches darf nicht weggelassen werden.
4. In Texten geht es zuerst immer um Tatsachen, nicht um deren Überhöhung oder Interpretation.
5. Fakten schlagen die vermeintlich literarische Qualität.
6. Beschreibungen sollten nur so viele Adjektive beinhalten, wie für das Verständnis der realen Szenerie nötig. Mit jedem weiteren Gerät der Autor an die Grenze zur Fiktion.
7. Szenische Einstiege in Texte sind nur dann erlaubt, wenn sie selbst erlebt wurden oder ihre Quelle genau benannt wird. Sie sind nur sinnvoll, wenn sie dem Leser helfen, das Thema besser zu verstehen. Werden die Szenen kolportiert, muss kenntlich gemacht werden, wer der Zitatgeber ist und welches Interesse er möglicherweise daran hat, diese Szene zu veröffentlichen. Der Autor darf nicht unausgesprochen Komplize des Informanten werden.
8. Szenische Rekonstruktionen können sich nur auf Tatsachen beziehen. Gefühle oder Gedanken von Protagonisten können nicht rekonstruiert werden.
9. Eine Geschichte sollte immer mehrere Perspektiven einnehmen.
10. Für relevante Tatsachenbehauptungen braucht ein Autor zwei voneinander unabhängige Quellen.
11. Eine Geschichte ohne Klarnamen darf nur ausnahmsweise erscheinen. Klarnamen dürfen nur dann verschlüsselt werden, wenn es dafür wichtige Gründe gibt. Immer muss die Ressortleitung zustimmen und die Klarnamen kennen. Bei Personen, deren Identität aus Sicherheitsgründen geheim bleiben soll, muss die Chefredaktion eingebunden sein.
12. Jeder Reporter muss seine Recherche lückenlos dokumentieren. Vor allem dann, wenn sie nicht überprüfbar ist. Protagonisten müssen fotografiert werden, Kontaktdaten müssen vorliegen, der Reporter muss nachweisen können, dass er die beschriebenen Orte besucht hat, für Interviews bedarf es einer autorisierten Fassung oder einer Audio-datei. Diese Unterlagen müssen der Dokumentation aufbereitet vorgelegt und mindestens zwei Jahre aufbewahrt werden.

Gesellschaftsressort

Überlegungen, wie das Gesellschaftsressort besser in die Gesamtedaktion des SPIEGEL eingebunden werden kann, wurden unabhängig vom Fall Relotius in den vergangenen mindestens 10 bis 15 Jahren von unterschiedlichen Chefredaktionen angestellt. Wir dokumentieren hier die unterschiedlichen Überlegungen, die uns im Zuge der Recherche begegnet sind. Wir verzichten auf Zuweisung der einzelnen Ideen auf bestimmte Personen. Die Kommission gibt zu diesem Thema keine Empfehlung ab, gibt aber zu bedenken, dass angesichts der Schwere des Fälschungsskandals eine adäquate Antwort gegeben werden sollte.

1. Die Leitung des Gesellschaftsressorts wird verändert.
2. Das Gesellschaftsressort wird zur Reportergruppe ohne eigene Seiten. Es muss seine Texte und Ideen mit Ressortleitern besprechen, in deren Zuständigkeit das Thema fällt.
3. Das Gesellschaftsressort wird aufgelöst, die Reporter wandern in die Ressorts und schreiben dort Reportagen. Die Seiten des Gesellschaftsressorts werden den übrigen Ressorts zugeschlagen.
4. Das Gesellschaftsressort wird erheblich geschrumpft, die verbleibenden Reporter arbeiten als Redakteure und müssen die Texte von Reportern aus den Ressorts »einkaufen«.

Dokumentation

Die folgenden Vorschläge sollen dabei helfen, Fälschungen, aber auch vermeintliche Verschönerungen und unzulässige Verdichtungen oder Weglassungen mit vertretbarem Aufwand auszuschließen. Diese Regeln gelten für alle Ressorts und Autoren.

1. Jeden Mittwoch nach der Platzbesprechung sollte das CvD-Sekretariat per Zufallsgenerator (App) eine Seitenzahl auswählen und die Dok-Leitung informieren, welcher Text dort eingeplant ist. Die Geschichte, die zu dem Zeitpunkt auf dieser Seite/diesen Seiten eingeplant ist, wird vor Erscheinen erweitert verifiziert. Das heißt, die Dokumentation überprüft den Text nicht nur durch das normale Verfahren,

Führt die Arbeit der Dokumentation bei Redakteuren zu Bequemlichkeit?

sondern bittet den Autor oder die Autorin auch um Notizen, Fotos, Videos, Audio-Aufnahmen. Sie lässt sich ebenfalls Telefonnummern, E-Mail-Adressen oder beispielsweise Facebook-Profilen der vorkommenden Personen geben, auch, falls vorhanden, die eines »Fixers«, Übersetzers oder Fahrers. Die Autoren und Ressortleiter werden darüber informiert. Das ist nicht immer möglich, denn natürlich gilt es beispielsweise, den Quellenschutz von Informanten sicherzustellen, die nicht genannt werden wollen. In diesen Fällen sollten die Dok-Kollegen die Textpassagen besonders kritisch durchsehen. In Zweifelsfällen muss die Ressortleitung informiert werden. Bei großen und aktuellen Geschichten (etwa Titel am Produktionstag), bei denen eine komplette erweiterte Verifikation aus Zeitgründen nicht möglich wäre, reicht es, wenn ein Teil geprüft wird. Sollte die Geschichte danach etwa aus Platzgründen entfallen, ist der Zweck trotzdem erfüllt. Jemand wie Relotius wüsste, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis er entdeckt würde. Dasselbe Verfahren gilt für eine der größeren SPIEGEL-ONLINE-Geschichten pro Woche, die von den SPIEGEL-ONLINE-Blattmachern ausgewählt wird. Die Dok meldet das Ergebnis der erweiterten Verifikation jeweils an die Ombudsstelle (s. u.). Nach rund drei Monaten sollten Dok, CvD und Ombudsstelle das Verfahren evaluieren und gegebenenfalls optimieren.

2. Nach demselben Verfahren wird jede Woche ein Text ermittelt, der *nicht* gedokt wird. Jeder Autor muss also so arbeiten, als wäre er die letzte Instanz. Hintergrund ist, dass immer wieder die Vermutung geäußert wurde, dass die Arbeit der Dokumentation bei Redakteuren zu Bequemlichkeit führe.
3. Hat ein Dokumentar den begründeten Verdacht, es könne bei einem Text mehr als nur ein Faktenfehler vorliegen, kann er in Absprache mit der Dok-Leitung eine erweiterte Verifikation vornehmen.
4. Künftig sollten wieder grundsätzlich jene Regeln für die Abläufe zwischen Dok und Redaktion gelten, die seit Jahren vereinbart sind, aber nicht immer eingehalten werden. Das heißt, die Autoren respektive Ressorts müssen der Dokumentation annotierte Texte vorlegen. Auf den Manuskripten/Fahnen sind die Quellen zu markieren; sofern es sich um Dokumente handelt, werden die beigelegt – sortiert und markiert. Das erleichtert der Dok die Arbeit sehr und gibt ihr Zeit, sich ausgiebiger um schwierige Passagen zu kümmern. Texte, die diese Kriterien nicht erfüllen, werden in Zukunft nicht mehr gedokt.
5. Dokumentare sollten nicht so eng an ein Ressort gebunden sein, wie das bei der Gesellschaft der Fall war. Da die Gesellschaft in allen Themenbereichen arbeitet (Deutschland, Ausland, Wirtschaft etc.),

sollten die jeweiligen Fachdokumentare eingesetzt werden, die von der Dok-Leitung je nach Thema ausgewählt werden. Das wurde inzwischen bereits so eingeführt und sollte so bleiben.

6. Im Sport und bei den Investigativen möchte die Dok beim bisherigen Verfahren bleiben, das sich aber von der Gesellschaft unterscheidet, da die Dokumentare dort keine eigenen Referate haben, sondern dem Wirtschaftsreferat unterstellt sind. Die Kommission empfiehlt, dies kritisch zu prüfen.

7. Autoren, die einen Text oder ein Multimediastück für einen der bedeutenden Journalistenpreise einreichen wollen, müssen die Dok-Leitung grundsätzlich vor Einreichung um eine erweiterte Verifikation bitten. Das bedeutet auch, dass sie ihre Rechercheunterlagen mit Kontaktdaten etc. bis dahin aufbewahren müssen. Eine Geschichte, die nicht erweitert verifiziert werden kann, darf nicht eingereicht werden.

8. Gespräche oder Interviews müssen immer autorisiert werden, wie das ja schon lange der Fall ist; Gleiches gilt für längere Frage-/Antwortpassagen in Hybridtexten. Wenn Gesprächspartner nicht autorisieren können oder wollen, muss der Autor/die Autorin der Dok eine Audioaufnahme und die ausgeschriebene Textfassung (Transkriptions-Software) vorlegen.

9. Vor Neueinstellungen von Redakteuren/Reportern in die integrierte Redaktion sollte die Dok mehrere ihrer veröffentlichten Texte auf Fälschungen oder Verfälschungen überprüfen, und zwar nicht die Arbeitsproben aus der vorgelegten Bewerbungsmappe.

10. Weder Autoren noch Ressortleiter dürfen direkt von den zuständigen Redakteuren verlangen, kritische Leserbriefe nicht zu veröffentlichen. Es ist immer die zuständige DII-Ressortleitung zu bitten, wenn Leserbriefe nicht veröffentlicht werden sollen, weil sie beispielsweise irreführend sind oder Faktenfehler enthalten. Bei Briefen, die das DII-Ressort betreffen, ist die Chefredaktion zu informieren.

11. Die Kollegen der Dokumentation sollten darauf achten, ob einzelne Autoren Schwierigkeiten mit der Faktengenauigkeit haben. Sollte so etwas auffallen, muss die Dok-Leitung die jeweiligen Ressortleitungen darüber informieren. Unabhängig davon sollte es einen regelmäßigen Austausch zwischen Dokumentation und Ressortleitungen über die Standards der Arbeit geben.

12. Dokumentare müssen sich regelmäßig und verbindlich in Recherchemethoden fortbilden.

13. Neu eingestellte Redakteure müssen verbindlich in den Verifikationsregeln geschult werden.

Hinweisgeber müssen die Möglichkeit haben, eine neutrale Instanz anzurufen.

14. Um zu garantieren, dass die Dokumentation bei der Prüfung von Texten genügend Zeit hat, um entsprechend der Qualitätsanforderungen zu arbeiten, soll ein Zeitmanagement geschaffen werden. Dass Reporter wochenlang Zeit haben zu recherchieren und zu schreiben, die Dokumentation aber für große Texte manchmal nur vier Stunden, ist nicht qualitätsfördernd und oft auch nicht nötig. Darin drückt sich eine gewisse Gleichgültigkeit und mangelnde Wertschätzung gegenüber der Arbeit der Dokumentare aus.

15. Deshalb erarbeitet die Dok-Leitung mit den Ressortleitern und der Schlussredaktion einen Zeitplan für die Erstellung von Fahnen. Nicht aktuelle Texte müssen bevorzugt montags und dienstags gedokt werden. Dieses Verfahren scheint zwingend angesichts der zusätzlichen Aufgaben, die durch die Onlinetexte auf die Dok zukommen.

Unabhängig vom Fall Relotius gibt es innerhalb der Dokumentation bereits eine Vielzahl von Überlegungen, wie die Arbeit besser organisiert und damit effektiver werden kann. Diese beschäftigen sich auch mit Fortbildung und der Zusammenarbeit der Dokumentare über die Referatsgrenzen hinaus. Diese zu bewerten und zu beurteilen ist nicht Aufgabe der Kommission.

Verbesserung der Fehlerkultur

1. Fehler werden regelmäßig kurz im Heft korrigiert. Es gibt einen Verweis auf Online (Blog).

2. Online werden Fehler ausführlicher dargestellt und korrigiert. Hier könnten auch Rechtsstreitigkeiten, soweit es möglich ist und sinnvoll erscheint, im Ergebnis dargestellt werden.

3. Ausschließlich Ressortleiter, nicht die Autoren selbst, dürfen die Kollegen von SPIEGEL INTERNATIONAL oder SPIEGEL+ darum bitten, Geschichten nicht zu veröffentlichen, wie Relotius das getan hat. Hat ein Kollege Bedenken gegen die Veröffentlichung einer Geschichte auf INTERNATIONAL (wofür es in seltenen Ausnahmefällen Gründe geben kann),

sollte die Ressortleitung diese Gründe prüfen. Die Fälle werden dokumentiert.

4. Für Hinweise, Kritik oder Beschwerden, mit denen ein Leser oder Mitarbeiter auf dem üblichen Weg nicht weiterkommt oder für die er Vertraulichkeit wünscht, wird im Haus eine Ombudsstelle eingerichtet. Hinweisgeber wie Juan Moreno müssen die Möglichkeit haben, eine neutrale Instanz anzurufen, wenn sie kein Gehör finden. Ebenso Leser, die sich mit ihren Beschwerden ungenügend beachtet fühlen. Diese Person braucht einen klar umrissenen Auftrag, klar definierte Rechte und Pflichten.

5. Die Kontrolle durch die Rechtsabteilung, deren Kritik und Zweifel, sind ein unschätzbare Wert bei der Vermeidung von Fehlern. Die Rechtsabteilung teilt ihr Wissen und ihre Erfahrungen gern mit den Redakteuren. Die Rechtsabteilung sollte bei der Aufdeckung von Fehlern gestärkt und verpflichtet werden, über Redakteure mit hoher Fehlerdichte in einem abgestimmten Verfahren gegenüber Ressortleitern und Chefredaktion zu berichten. Fortbildungen der Rechtsabteilung für Redakteure sollten systematisiert und verstetigt werden. Für Redakteure müssen das Pflichtveranstaltungen sein. Die Rechtsabteilung sollte komplizierte Konfrontationen prüfen, bevor diese an die Informanten rausgehen.

6. Gibt es Hinweise auf Faktenfehler, etwa von Kollegen oder durch Leserbriefe oder E-Mails, sollten die zuständigen Ressortleiter diese Hinweise prüfen oder durch die Dok prüfen lassen – nicht die Autoren der Geschichten selbst, wie es im Fall Relotius passiert ist. Bei den meisten Leserzuschriften ist das bereits der Fall, nicht aber bei jenen, die die Autoren direkt erreichen.

7. Grundsätzlich gilt, dass Leserbriefe beantwortet werden müssen. Dies geschieht durch die Leserbriefredaktion, die Autoren oder direkt durch die Dokumentation. Die Kontrolle liegt bei der Leserbriefredaktion. Es sollte geprüft werden, ob es eine technische Möglichkeit gibt, dass E-Mails, die sich direkt auf einen Text beziehen, auch von der Ressortleitung oder der Leserbriefredaktion eingesehen werden können oder diese automatisch erreichen. Weder Autoren noch Ressortleiter dürfen direkt von den zuständigen Leserbriefredakteuren verlangen, kritische Leserbriefe nicht zu veröffentlichen. Es ist immer die zuständige DII-Ressortleitung zu bitten, wenn Leserbriefe nicht veröffentlicht werden sollen, weil sie beispielsweise irreführend sind oder Faktenfehler enthalten. Die Leserbriefredaktion und die Social-Media-Redaktion sollten dazu gestärkt werden.

Brigitte Fehrle, Clemens Höges (Kommissionsmitglied bis 16.4.), Stefan Weigel